

P.o.germ.

430

*ℓ*



P. O. germ. 430<sup>e</sup>

Gyammist











Aus

# Hannovers Gegenwart.

---

Eine politische Novelle

von

\* \* \*

---

Leipzig.

Verlag von Eduard Kummer.

1867.

H



BIBLIOTHECA  
REGIA  
MONACENSIS.

Bayerische  
Staatsbibliothek  
München



## Vorwort.

---

Sollte man sich in Hannover versucht sehen, die folgende Novelle auf bestimmte Personen, Ereignisse und Verhältnisse zu deuten: so würde ich darüber eine gerechte Befriedigung empfinden. Eine solche Deutung würde der sicherste Beweis sein, daß ich meine Absicht, eine treue Schilderung der Gegenwart Hannovers im poetischen Gewande zu geben, erreicht habe. Aber mit der Auffuchung ganz specieller Beziehungen würde man doch irre gehen.

Die Elemente meiner Dichtung sind aus einer allgemeinen Auffassung der Wirklichkeit frei gebildet und das Allgemeine ist in Personen und Thatfachen umgesetzt und individualisirt worden, ohne daß ich bestimmte Personen und bestimmte Ereignisse hätte vorführen wollen.



Wenn es für die beabsichtigte Charakteristik der Gegenwart Hannovers nicht zu umgehen war, Personen und Thatsachen der Wirklichkeit zu berühren, dann sind diese auch mit ihrem wahren Namen bezeichnet und in ihren wahren Vorgängen dargestellt worden.

Was die ausgesprochenen Ideen und Urtheile betrifft, so wird der einsichtige Leser schon aus der Form, in welcher dieselben auftreten, ermessen, daß ich sie nicht durchweg als die meinigen gebe; es handelt sich vielmehr darum, an den ausgesprochenen Gedanken die Stimmungen und Meinungen, welche in Hannover eine größere oder geringere Herrschaft und Allgemeingiltigkeit gewonnen, wiederzuspiegeln.

Diese Bemerkungen schienen mir angemessen, um Andere und mich, selbst in der Anonymität, vor Mißdeutungen zu wahren.

**Der Verfasser.**



## Erstes Kapitel.

---

Du hast Dich also bei dem Onkel Bürgermeister in seiner Preußen-Gesellschaft gestern Abend nicht amüsirt? Das ist mir lieb: kein echt hannoversches Kind darf es sich unter diesen Preußen wohl sein lassen.

Der so sprach, indem er bedächtig die Tasse mit dem Morgentranke zum Munde führte, war der Rittergutsbesitzer Welle. Sein wohlwollendes Gesicht hatte bei jenen Worten einen ernsten, fast finstern Ausdruck angenommen. Beifällig nickte seine Gattin ihm zu, während die Tochter, Marie, eine schöne, schlanke Gestalt mit einem blonden Kopf von untadeliger Regelmäßigkeit, ruhig erwiederte:

Es waren nicht blos Preußen dort; auch der Professor Stuhlmann mit seiner Familie —

Nun, dieser Posterioritäts-Hannoveraner hat sich ja schon zu einem Prioritäts-Preußen herangewedelt — warf der Vater dazwischen.



Der Syndicus Reinmar —

Will früher oder später zum Bürgermeister gewählt werden und bedarf dann der Bestätigung der preussischen Regierung.

Der Assessor Hoffenstrang —

Die Domänenpacht seines Bruders läuft bald ab; und ihm hatte seine Augendienerei schon unter dem letzten hannoverschen Ministerium die Anwartschaft auf den Obergerichtsrath erschmeichelt.

Wenn Du solche Kritik übst, mein lieber Vater, wirst Du auch den Doctor Gutbier, den Amtmann Feister und den Senator Roder nicht als gute Hannoveraner gelten lassen.

Soll mich Gott behüten! Die beiden Letzten frochen vor jedem Ministerium; und Gutbier ist ein ehrlicher Kerl, aber ein national-liberaler Narr, der sich Wunder welche Macht und Herrlichkeit von Deutschland verspricht, wenn der König von Preußen erst deutscher Kaiser geworden ist.

Ganz richtig! — lachte Marie. — Er brachte auch bei Tische einen Toast auf den König von Preußen aus; indem er von sich rühmte, daß er schon im Jahre 1848 aus einer Volksversammlung hinausge-



worfen worden, weil er den König von Preußen zum deutschen Kaiser machen wollte. Jetzt sei das Ziel nahezu erreicht; und das glorreiche Kaiserthum Heinrich des Finklers und Friedrich Barbarossas werde aus seinem Grabe sich neu und jugendfrisch erheben.

Und welche Gesichter machten die Herren Preußen dazu?

Ich dächte, ziemlich gleichgiltige.

Die brauchen sie nicht erst zu machen. Aber das deutsche Kaiserthum wird ihnen doch nicht recht gewesen sein. Sie wollen ein preußisches Kaiserthum mit preußischer Militär- und Junkerwirthschaft nebst den nöthigen Dienstboten der Bureaufratie.

Aber, lieber Papa, Du bist heute auch gar zu übel auf die Preußen zu sprechen!

Ich spräche am liebsten gar nicht von ihnen.

Frau Welle sah, daß ihr Gatte auf dem besten Wege war, sich in einen Unmuth zu versetzen, der dann seine Stimmung vielleicht den ganzen Tag beherrscht hätte. Sie suchte deshalb dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem sie die Tochter fragte:

Wer waren denn Deine Nachbarn bei Tische?



Mariens Gesicht überflog eine leichte Röthe, und ohne von ihrer Sticerei aufzublicken, erwiderte sie:

Der Syndicus Reinmar und ein Hauptmann von Gerlow.

So hieß ja auch die Berliner Geheimraths-Familie, von deren lebenswürdigem Umgang Ihr ganz bezaubert schient, als Du vor zwei Jahren mit der Tante Willberg und Cousin Richard in Homburg warst.

Marie erröthete noch tiefer und blickte noch fester auf ihre Sticerei, als sie antwortete:

Der Hauptmann ist der Sohn dieser Familie.

Der, dessen Du in Deinen Briefen erwähntest, war doch Gerichts-Assessor — warf der Vater ein.

Er ist, entgegnete Marie, wie er mir erzählte, im vorigen Jahre als Premier-Lieutenant der Landwehr einberufen worden und nach der Schlacht von Langensalza zum Hauptmann avancirt.

Ihm hat das Eroberungsrecht mehr als das Civil- und Criminalrecht gefallen, und er vertauschte die Wage der Gerechtigkeit mit dem Schwerte der Gewalt!

Du urtheilst zu hart, lieber Papa. Herr von Gerlow ist ein deutscher Patriot. Weil, sagte er, der vorjährige Krieg nur das Vorspiel war zu dem großen Kampfe,



aus dem Deutschlands Einheit in dem nächsten Jahrzehnt hervorgehen müsse, sei er Soldat geblieben.

Ja, Alles wollen sie durch die rohe Gewalt erzwingen, was nur auf friedlichem und rechtlichem Wege zum Heile des Vaterlandes auszuführen wäre! — rief Herr Welle in unwilligem Ton und mit einem strafenden Blicke auf seine Tochter, indem er seine hohe, mächtige Gestalt erhob und der Thür zuschritt. Bevor er aber diese noch erreicht hatte, trat ein Diener ein und meldete den Herrn Pastor Klingmann an. Obgleich der Besuch in diesem Augenblicke dem Hausherrn nicht erwünscht schien, sagte er doch: Der Herr Pastor wird uns willkommen sein.

Der Pastor Klingmann zeigte auf seiner breiten Stirn und in dem tief gefurchten Gesichte einen noch schwereren Ernst als gewöhnlich, indem er nach Begrüßung der Familienglieder fragte, ob sie bereits die „Hannoversche Landeszeitung“ gelesen?

Ein hannoversches Blatt, entgegnete Herr Welle, kommt nicht mehr in mein Haus. Die Augendienerei der Presse vor der Gewalt ist mir in innerster Seele zuwider. Sie bestätigt leider zu sehr den Vorwurf der politischen Charakterlosigkeit, den ich früher oft zurück-



gewiesen, wenn er von den Herren am grünen Tische gegen die Herren von der Presse erhoben wurde. Gestern noch schwärmten sie für Freiheit und Recht oder lagen auf den Knien vor ihrem „allgeliebten Welfenkönig“; und heute sprechen sie von Freiheit und Recht wie von Träumereien kindischer Phantasten und von Verbissenheiten fränklicher Menschen; ihr allgeliebter Welfenkönig aber ist ihnen zu einem blinden, irregeleiteten Manne geworden, den sein Geschick mit Recht getroffen. So hat die hannoversche Presse vollkommen, wenn nicht um Preußen, so doch um Hannover verdient, daß der General-Gouverneur dem Redacteur eines angesehenen Blattes sagen ließ: in einem gewissen Artikel sei eine solche „Taktlosigkeit und Dummheit“ begangen worden, wie sie von einem anständigen Blatte nicht zu erwarten gewesen. Und von einem vielgelesenen Blatte sagt der Volkswitz:

„Es ist eine Zeitung unter den deutschen Zeitungen,  
„Wie die Gasse unter den Wasserleitungen.“

Eine solche Presse verdient nicht einmal, noch als Neuigkeitsträgerin geachtet zu werden.



Wir verdienen Alle, der König wie das Volk und die Presse, das, was uns begegnet, sei es als Lohn, sei es als Strafe Gottes — sagte der Pastor im ruhigen, überzeugungsvollen Tone.

Den Gedanken habe ich in Ihren Predigten oft gefunden; und er mag etwas Beruhigendes für Millionen haben. Aber weder in der Geschichte, noch in dem alltäglichen Leben sehe ich ihn bestätigt: wer das Kreuz des Glaubens hat, segnet sich, und wer das Schwert der Gewalt trägt, bereichert sich.

Gott verleiht Kreuz und Schwert nach dem Maße des Glaubens.

Herr Pastor! ich sehe nur, daß Heuchelei und Arglist das Kreuz in die Hände des Einen, Lüge, Trug und Verbrechen das Schwert an die Seite des Anderen lieferte. Wer einmal eine gewisse Höhe socialer Stellung erreicht hat und dann die schlechtesten Künste und unsittlichsten Mittel am rücksichtslosesten verwendet: der bringt es am weitesten. Der wird am Ende sogar ein großer Mann, ein gefeierter Wohlthäter der Völker und der Menschheit. Darin erblicke ich keine menschliche Vernunft, noch weniger die Leitung göttlicher Weisheit und Gerechtigkeit.



Sie berühren da Fragen, die nur der Glaube ver-  
söhnend lösen kann.

Ich glaube auch; aber Vernunft muß doch in dem  
Glauben sein! Ich sage Ihnen, Herr Pastor, das ist  
auch der Standpunkt Ihrer ganzen Gemeinde, ja aller  
Gemeinden des Landes. Wir wollen ebenso wenig  
wissen von der berlinischen Pietisterei, wie von der  
berlinischen Atheisterei, die dort beide bald gemeinsam,  
bald gesondert ihre kraftlosen Suppen kochen und mit  
denselben Deutschland zu verfüttern suchen, um  
es für den preussischen Militärmagen verdaulicher zu  
machen. Aber die hannoversche Orthodorie mit ihren  
katholisirenden Tendenzen paßt uns auch nicht.

Herr Welle — sagte der Pastor ruhig, aber nach-  
drücklich — die lutherische Kirche Hannovers steht auf  
dem festen Boden der Bibel, der Augustana und ihrer  
Ordnungen; und von diesem Boden bin ich mit meinem  
Wissen und Willen nie gewichen und werde nimmer  
weichen.

Frau Welle wünschte Erörterungen abzuschneiden,  
welche sie schon oft gehört, und durch welche die beiden  
Männer sich selten befriedigend verständigt hatten. Sie  
fragte deshalb: Was ist es denn mit der „Hannover-



ſchen Landeszeitung“? — welche widerwärtige Neuigkeiten bringt ſie? Auf ſolche haben wir Hannoveraner doch jetzt nur zu rechnen.

Ich zögerte — entgegnete der Paſtor — meine betäubende Botſchaft vorzubringen: vielleicht war ſie Ihnen ſchon auf anderem Wege zugegangen. Aus Ihrer Frage, gnädige Frau, aber entnehme ich, Sie wiſſen noch nicht, daß Einer Ihrer nächſten Verwandten der Betheiligung an den unſeligen Werbungen für die König-Georgs-Region verdächtig iſt.

Das könnte nur Richard ſein — rief Marie beſtürzt und blickte den Paſtor fragend an; während die Mutter ungeduldig hinzufügte: Sagen Sie, Herr Paſtor, iſt es ſo?

Ja, in dieſem Blatte ſteht, daß bei dem ehemaligen hannoverſchen Cavallerie-Offizier Herrn Richard von Willberg Hausſuchung gehalten worden, daß ſich aus ſeinen Papieren der Verdacht einer Betheiligung an jenen Werbungen ergeben haben ſoll, und daß er in Folge deſſen verhaftet ſei.

Verhaftet! — riefen die drei Verwandte, wie aus einem Munde, während ſich der Schrecken auf ihren Geſichtern malte, der Vater aber bald beruhigend hin-



zufügte: Verhaftet mag er sein, aber schuldig ist er gewiß nicht: die Geschichte ist zu abenteuerlich.

Se abenteuerlicher — bemerkte die Mutter mit besorgter Miene — einen um so größeren Reiz, fürchte ich, wird sie für Richard gehabt haben.

Marie stimmte ihr bei, während der Vater, ungläubig den Kopf schüttelnd, im Zimmer auf und nieder ging. Pastor Klingmann theilte die Meinung der Frauen; aber es schien ihm der Lage des Augenblicks angemessener, dem Zweifel des Herrn Welle nicht zu widersprechen. Er empfahl sich, nachdem er die Erlaubniß erbeten am Nachmittage wiederkommen zu dürfen, um sich zu erkundigen, ob vielleicht nähere Nachrichten eingelaufen seien. Die zurückbleibende Familie theilte sich ihre Hoffnungen und Besorgnisse, ihre Für und Wider in Betreff der Schuld Richards mit und ging endlich, ziemlich verspätet, mit schwerem Herzen und zerstreuten Geistes an ihre Tagesgeschäfte.

Wenige Stunden später, als Marie, nach Beendigung ihrer wirthschaftlichen Obliegenheiten, sich an den Flügel gesetzt und eben den Chor der Pilger aus Richard Wagners Tannhäuser zu spielen begonnen, meldete der Bediente den Herrn Bürgermeister Grum-



mert und den Hauptmann von Gerlow. Marie stand rasch auf, und sie wußte selbst nicht, ob es freudige Ueberraschung oder unmuthiges Erstaunen über den unerwarteten Besuch war, mit welchem sie sagte: „Die Herren werden angenehm sein.“ Zugleich wies sie den Diener an, die Mutter von der Ankunft des Besuches zu unterrichten.

Nachdem der Bürgermeister beim Eintritt bemerkt, daß er mit dem Hauptmann gekommen sei, weil Letzterer sich den Eltern Mariens vorzustellen wünsche, und diese ihr Bedauern ausgedrückt, daß der Vater nicht anwesend sei, knüpfte der Hauptmann die Unterhaltung an das eben beendete Spiel Mariens an. Wir haben — sagte er — in einer kunstsinnigen Unterhaltung gestört, die Ihnen, wenn ich recht hörte, Richard Wagner gewährte. Lieben Sie, gnädiges Fräulein, die Wagnersche Musik?

Ich darf nicht sagen: ich liebe sie; aber ich habe die Aufführung des Tannhäuser und des Lohengrin auf der Hofbühne in Hannover gehört, und sie haben auf mich den Eindruck großartiger Kunstwerke gemacht. Deshalb studire ich sie — erwiderte Marie.



Leider — sagte der Hauptmann — verstehe ich nicht so viel von Musik, um ein musikalisches Werk studiren zu können; doch habe ich aus jenen beiden Opern denselben Eindruck, wie Sie, davon getragen. Das Zusammenwirken aller Künste, der Musik mit dem Gesange, der Poesie in dem Texte, der Plastik in den Gruppierungen, der Architektur und Malerei in den Decorationen, zu dem bewußten einheitlichen Zwecke erzielt einen künstlerischen Effect, wie ich von keinem anderen Kunstwerke erfahren.

Darüber — erwiderte Marie — habe ich mir keine Rechenschaft gegeben, weil vorzugsweise die Musik meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; aber da Sie den Gedanken aussprechen, ist mir, als müßte ich ihn selbst gedacht haben.

Das Gespräch wurde durch den Eintritt der Frau Welle unterbrochen. Der Bürgermeister stellte ihr den Hauptmann als einen alten Bekannten ihrer Tochter vor; und Frau Welle sagte nicht ohne Betonung, indem sie dem Vorgestellten die Hand reichte: Als solchen heiße ich Sie, Herr von Gerlow, in unserm Hause willkommen.



Der Hauptmann, indem er die Hand leicht mit seinen Lippen berührte, erwiderte: Es wird mein Bestreben sein und vielleicht darf ich hoffen, von Ihnen, gnädige Frau, dereinst würdig geachtet zu werden, in Ihrem Hause nicht bloß wegen eines Glückes, das mir der Zufall früher geschenkt, willkommen heißen zu sein.

Ich habe es Ihnen im Voraus gesagt, Herr Hauptmann, daß Sie es hier mit eingefleischten Hannoveranern zu thun haben — fiel der Bürgermeister lachend ein.

Und ich glaube, Herr Schwager, daß Sie damit nichts Uebenes von uns gesagt, oder gesagt haben wollen — bemerkte Frau Welle im ernstesten Tone.

Ei, Gott bewahre! — rief der Bürgermeister in seinem ungenirten Humor — ich meine aber, daß wir einmal Preußen sind, und daß es nichts schaden könnte, wenn Sie und mein verehrter Freund Welle auch ein wenig preußisch würden.

Dazu haben wir noch keinen Anlaß gehabt — erwiderte Frau Welle kurz und mit dem unverkennbaren Wunsche, dem Gespräche eine andere Richtung zu geben.

Der Bürgermeister aber schien davon nichts zu merken und fuhr in der früheren Weise fort: Wie? keinen Anlaß in den huldvollen Aeußerungen Seiner



Majestät des Königs über die neue Provinz? — in der nachsichtigen, humanen Behandlung, die uns von allen Behörden und Beamten Sr. Majestät zu Theil wird trotz der thörichten Widerspenstigkeit, auf welche dieselben überall und namentlich bei den höheren Ständen stoßen? Von diesen sollte man freilich mehr Einsicht erwarten.

Huld für verlorenes Recht, für erlittene Schmach — flammte Frau Welle gereizt auf — kann keinen Dank erwerben; und was Sie eine nachsichtige und humane Behandlung nennen, sind wir, wie Sie selbst am besten wissen sollten, gewohnt, als Uebermuth und Verletzung schuldiger Achtung zu betrachten. Von den Dienern des Königs von Preußen, die sich auf den Sitzen unserer Königsfamilie wie regierende Herren niedergelassen, habe ich noch keinen einzigen Zug edler, hoheitlicher Gesinnung vernommen, der ihnen das Vertrauen und die Zuneigung der Bevölkerung gewinnen könnte, wohl aber viel des Gegentheils! — Verzeihen Sie, Herr von Gerlow, wenn ich auf die Herausforderung meines Herrn Schwagers sagen mußte, was Sie nur ungern hören konnten; aber ich meinerseits



will wenigstens, auch nicht durch Schweigen, dazu beitragen, daß man sich über unsere Gesinnung täusche.

Der Hauptmann hatte sich sogleich, als das Gespräch eine für ihn höchst peinliche Wendung nahm, zu Marie mit einer Bemerkung über die reizende Lage ihres Rittersitzes gewandt, und beiderseitig hatte man sich bemüht, in der eigenen Unterhaltung die Wechselworte des Bürgermeisters und der Frau Welle zu überhören. Auf die Anrede der Letzteren, wandte sich der Hauptmann zu dieser, indem er erwiederte: Ich muß um Entschuldigung bitten, gnädige Frau, wenn die anziehende Unterhaltung Ihrer Fräulein Tochter mich Ihrem gewiß interessanten Gespräch mit dem Herrn Bürgermeister nicht folgen ließ. Und jetzt sehe ich — er deutete dabei zum Fenster hinaus — daß mein Diener so eben mein Pferd bringt. Sie erlauben, daß ich mich empfehle und bitte, meinen Besuch vielleicht zu geeigneterer Zeit wiederholen zu dürfen.

Frau Welle fühlte sich durch das feine und gewandte Benehmen des schönen Mannes, in dessen ausdrucksvollen Zügen sich männlicher Stolz mit menschlichem Wohlwollen harmonisch verschmolzen, angenehmer berührt, als sie wünschte; und sie konnte nicht umhin,



in dem freundlichsten Ausdrücke ihre Einwilligung zu seiner Bitte zu geben. Der Bürgermeister, den Hauptmann hinausbegleitend, bemerkte, daß er seinen Besuch über den Nachmittag auszudehnen gedenke; da seine Frau nach Tische herauskommen wolle.

Die Mutter hatte eben einige anerkennende Worte über den Hauptmann an Marie gerichtet, als der Bürgermeister mit dem Ausdruck des Schreckens im Gesicht hereinstürzte und ausrief: Dem Hauptmann ist ein Unglück begegnet; er liegt wie entseelt vor der Thür; schafft rasch Hülfe!

Marisens Gesicht überzog sich bei den Worten des Oheims mit einer Todtenblässe, und ihre Glieder wurden von einem so heftigen Zittern ergriffen, daß sie sich auf die Lehne eines Sessels stützen mußte. Aber diese Wirkung des Schreckens auf den Körper währte nur einen Augenblick: die geistigen Kräfte gewannen sogleich wieder das Uebergewicht. Sie eilte hinaus und fand den Hauptmann regungslos, geschlossenen Auges auf dem Steinpflaster des Hofes liegen. Sie kniete neben ihm nieder, löste rasch den Helm von seinem Haupte und hielt dieses in ihren Armen, während sie mit angstvoller Miene an dem bleichen Gesichte hing.



So fand die Mutter sie, als diese nach wenigen Augenblicken mit der Dienerschaft herbeigeeilt war, um den Verunglückten in das Zimmer tragen und auf das Sopha niederlegen zu lassen. Nach einiger Zeit, während sie ihm die Schläfe mit kölnischem Wasser rieb, bemerkte Marie an einer leisen Bewegung in den Augenlidern die ersten Aeußerungen der Wiederkehr des Lebens, denen bald deutlichere Anzeichen folgten. Die furchtbare Beängstigung, welche dem Herzschlag in der Brust Mariens selbst Stillstand zu gebieten drohte, wich, ihr Auge glänzte wieder in freudiger Hoffnung, und sie hätte aufjauchzen mögen, als sei sie selbst zu neuem Leben erwacht. Dies beglückende Gefühl wurde freilich sehr herabgestimmt, als der durch den Diener des Hauptmanns schleunig herbeigerufene Arzt erklärte, der Zustand des Leidenden sei durch eine starke Gehirnerschütterung herbeigeführt worden, deren weitere Folgen sich nicht mit Bestimmtheit voraussagen ließen. Aber eine neue Beruhigung gewann Marie, als der Arzt es für sehr wünschenswerth erklärte, daß der Kranke vorläufig hier im Hause bleibe; da der Transport nach der Stadt den Zustand desselben leicht bedenklich verschlimmern könnte. Welch beglückendes Gefühl für sie,



den Kranken zu überwachen, zu pflegen, seiner Genesung alle Sorgfalt zu widmen!

Der Mutter war es nicht entgangen, daß Marie eine mehr als nur menschliche Theilnahme für den Kranken an den Tag legte. Erwünscht war ihr deshalb das Verbleiben desselben im Hause keineswegs. Denn kannte sie nicht den schönen Zug des weiblichen Herzens, um so inniger sich durch die Liebe zu fetten, je mehr Opfer es dem geliebten Gegenstande bringen kann? Aber hinter das Gebot der Menschlichkeit mußte jede andere Erwägung zurücktreten. Das ruhigst gelegene Zimmer des Hauses wurde für den Leidenden bestimmt; und Marie beeilte sich, Alles zur Aufnahme desselben aufs Angemessenste herzurichten. Ebenso ging sie bei den ärztlichen Operationen zur Hand und ließ sich aufs Genaueste die ferneren Anordnungen des Arztes ertheilen, um deren Ausführung selbst zu übernehmen oder zu überwachen.

Inzwischen war Herr Welle von seinem Umritt durch die Felder zurückgekehrt und hatte die Mittheilungen seiner Gattin und des Bürgermeisters über die während seiner Abwesenheit eingetretenen Ereignisse vernommen, und zwar mit um so größerem Unmuthe,



als er in dem Bürgermeister die Ursache derselben erblickte. Nach der Erzählung des Bürgermeisters war der Vorgang, welcher den Unfall des Hauptmanns herbeigeführt, der: der Diener desselben hatte die Zügel des Pferdes losgelassen, bevor sein Herr noch im Sattel saß; der Hauptmann selbst aber, im Gespräch mit seinem Begleiter, hatte zu wenig auf den Diener und das Pferd geachtet, und als dieses unvermuthet sich aufbäumte, war er rücklings, mit dem Kopfe voran, auf das Pflaster gestürzt.

Die Stimmung des Hausherrn wurde nicht dadurch verbessert, daß kurz vor Mittag ein anderer Oheim Richards, der Rittmeister von Willberg, mit Frau und Tochter ankam. Ein Alles übertreibendes Wesen dieser Familie, verbunden mit einer gesuchten Vornehmheit, hatte dem einfachen, verständigen Sinn der bürgerlichen Welles nie zugesagt. Obgleich Reinsthal, das Gut des Rittmeisters, kaum eine Stunde von Ellernhof entfernt lag, waren doch zuweilen Jahre vergangen, ohne daß beide Familien von einander etwas gesehen oder gehört hätten, wenn nicht etwa durch Mittheilungen der beiderseitigen Verwandten. Jetzt waren die Willberg gekommen, da sie von der Verhaftung ihres Verwandten



in der Zeitung gelesen und von den Welles' nähere Auskunft über dieselbe zu erhalten hofften. Denn Richard hatte stets mit der Welle'schen Familie in den freundschaftlichsten und lebhaftesten Beziehungen gestanden; und es galt auch in der Meinung aller Verwandten als eine abgemachte Sache, daß die Kindes- und Jugendfreundschaft Marie's und Richards zu einem glühenden Strom der Liebe aufwallen werde, dessen Hinüberleitung in die harmonische Form eines glücklichen Ehebundes durch alle Verhältnisse gesichert schien. Die gemeinschaftliche Reise Beider mit der Mutter Richards nach Homburg hatte vielleicht die unausgesprochene Absicht, das edelste Metall der Herzen Beider in den gewünschten Fluß zu bringen. Aber vergebens hoffte man auf dessen funkelnde Feuerzeichen. Die Freundschaft der jungen Leute schien wol inniger noch geworden zu sein; aber den Strahl der Liebe sah man nicht in ihren Augen aufblitzen, wenn sie einander begegneten. Frau Welle kannte seit wenigen Stunden den Grund, und die Uebrigen hätten ihn errathen, wenn sie die Unruhe und Zerstreuung bemerkt, mit welcher Marie bei Tische saß, die Speisen kaum berührte und von Zeit zu Zeit die Tischgesellschaft ver-



ließ, um mit besorgterer Miene wiederzukehren. Am unbefangenen, wenn auch am erregtesten zeigte sich die Familie Willberg.

Rittmeister von Willberg hatte bis zur Katastrophe von Langensalza in der Garde-du-Corps gedient, seine Gattin war Hofdame der Königin gewesen und seine Tochter Georgine, die noch in tiefer Trauer um ihren bei Langensalza gefallenen Verlobten erschien, war von dem König selbst aus der Taufe gehoben worden. Alle drei waren enthusiastisch für die königliche Familie. Sie führten bei Tische fast allein das Wort. Bald erzählten sie mit Genugthuung von den vielen Beweisen der Freundschaft, welche Se. Majestät der König und Ihre Königliche Hoheiten der Kronprinz und Prinzess Friederike von dem kaiserlichen Hofe in Wien empfangen; bald feierten sie mit Schmerz die Engels-Geduld, mit welcher Ihre Majestät die Königin die viele Unbill der Preußen in ihrer Gefangenschaft auf der Marienburg ertrage; dann schilderten sie mit Empörung eine Kette von Gehässigkeiten, mit denen die Preußen die Anhänger des legitimen Herrscherhauses verfolgten. Unter diesen Gehässigkeiten wurde besonders die Leidensgeschichte des Kaufmanns Sonntag hervorgehoben. Zwei



Monate hatte man denselben in Minden gefangen gehalten, ohne daß man irgend eine Anklage gegen ihn hätte begründen können. Nach Hannover zurückgekehrt, findet er das Stadtgespräch: „Sonntag ist ein schlechter Kerl: er hat sich gleich beim Einmarsch der Preußen dem General Vogel von Falckenstein als Verräther versteckten hannoverschen Staatseigenthums angeboten. Weil er von dem General mit Verachtung zurückgewiesen worden, ist er den Preußen auffässig.“ Das hat der General-Gouverneur Voigts-Rhetz selbst zu dem Pastor Bödecker gesagt. Ähnliches hatte der Gouverneur gegen Frau Sonntag geäußert, diese aber gegen ihren Mann darüber geschwiegen, um ihm einen Aerger zu ersparen. Da gleichwol die Sache zu den Ohren ihres Mannes gekommen, glaubt sie dieselbe am besten beilegen zu können, wenn sie den Gouverneur bittet, seine Aeußerung als unbegründet zurückzunehmen. Sie erhält zur Antwort: „Was ich einmal gesagt, nehme ich nicht zurück.“ Sie bittet, der Gouverneur möge sich bei dem General von Falckenstein erkundigen, und er werde hören, daß er mit Unrecht die Ehre ihres Mannes angegriffen. Sie wird mit den Worten zurückgewiesen: „Was geht mich die Ehre des Kaufmanns



Sonntag an!" Dieser verklagt nun den Pastor Bödecker wegen Verleumdung. Darauf stellt ihm der General-Polizei-Director Steinmann die Alternative, entweder die Klage zurückzunehmen oder nach Minden geschickt zu werden. Sonntag beharrt bei seiner mit allen Beweisen unterstützten Klage. Der Staatsanwalt Hasenbalg aber beantragt bei der Anklagekammer die Zurückweisung der Anklage und sie wird zurückgewiesen.

Den Bürgermeister drückte bei Tische noch einerseits das Bewußtsein, daß die Preußen-Verehrung ihn heute Vormittag zu einer Taktlosigkeit gegen seine Schwägerin und gegen den Hauptmann verleitet hatte; andererseits fühlte er, daß es vergebens sein würde, gegen das „bornirteste Welfenthum," wie er die Ansichten seiner politischen Gegner zu nennen pflegte — anzukämpfen. Er legte sich ein geduldiges Schweigen auf, für welches er sich nur ab und zu durch ein spöttisches Lächeln entschädigte.

Die Familie Welle theilte zwar im Allgemeinen die von den Willbergs ausgesprochenen Empfindungen, war aber zu sehr von dem unglücklichen Vorfall in ihrem Hause und von dem Schicksale ihres Verwandten Richard erfüllt, als daß sie diesen nicht auch in ihren Gesprächen die größere Theilnahme zugewendet hätten.



Am Nachmittage kamen, von dem Interesse für Richard angeregt, mehre Gutsbesitzer-Familien aus der Umgegend, auch Freunde und Verwandte aus der Stadt. Die zahlreiche Gesellschaft beklagte zwar den Unfall des Hauptmanns von Gerlow, mehr aber noch, wie es schien, die Last, welche durch denselben der Hausfrau erwachse. So sehr stimmte die Feindschaft, welche das Preußenthum sich im Lande erregt, selbst das gebotenste menschliche Mitgefühl herab, das sonst durch die Anerkennung der persönlichen Liebenswürdigkeit des Verunglückten von Seiten der Städter sicherlich den lebhaftesten Ausdruck gefunden haben würde. Bald schienen Alle, mit Ausnahme Mariens und der Mutter, welche letztere mit Besorgniß beachtete, wie häufig ihre Tochter die Gesellschaft verließ — den Hauptmann und sein Unglück vergessen zu haben. Dagegen besprach man in der angeregtesten und eifrigsten Weise die Lage des Landes und die Maßregeln, mit denen die Bewohner desselben von der preußischen Regierung heimgesucht werden. Die Frauen beklagten die zahlreichen Majestätsbeleidigungs-Prozesse, die so viele Menschen unglücklich machten, besonders aber das Loos der Beamten und ihrer Familien, die von



ihren Freunden und Verwandten gerissen würden, aus Lebensverhältnissen, die ihnen von Jugend an liebge- worden, an denen sich ihre heiligsten Gefühle erwärmt, an die sich ihre theuersten Erinnerungen geknüpft. Und dem Allem müßten sie entsagen, um in fernen Gegenden, unter wildfremden Menschen, zum Theil in unwirthlichen kleinen Städten unter Polen, Lithauern und Masuren ein Leben der Verbannung zu führen. Das sei für Hannoveraner, die ihre freundliche Heimath und deren Sitten und Gewohnheiten so innig liebten und sich so schwer an das Fremde gewöhnten, fast eben so traurig, wie wenn die Polen nach Rußland verpflanzt oder nach Sibirien verbannt würden.

Der Bürgermeister, welcher diesen Klagen zuge- hört hatte, bemerkte: Ganz so schlimm, meine Damen, ist das Schicksal unserer hannoverschen Landsleute doch nicht. Ueberall, wohin diese auch versetzt werden, finden sie in Preußen civilisirte Menschen und ein civilisirtes Leben. Damit müssen sie in einem großen Staate zufrieden sein. In diesem muß das kleinliche, sentimentale Heimaths- und Familien-Gefühl zurücktreten hinter ein großes, edles und starkes Staatsbewußtsein.



Das verstehe ich nicht — entgegnete Frau Welle — ; aber so viel weiß ich, daß das Familien-Gefühl, wie Sie, Herr Schwager, die liebevolle Anhänglichkeit an die Familie nennen, die edelsten Empfindungen des Herzens zu ihrer schönsten Blüthe treibt, und daß in dem Heimaths-Gefühl die reichsten bürgerlichen Tugenden einen fruchtbaren Boden finden, auf dem sie sich selbst zur opfermuthigsten Vaterlandsliebe entfalten. Ihr Staatsbewußtsein kenne ich nicht; mag auch wol nichts für Frauen sein. Soll es aber das Familien- und Heimaths-Gefühl zerstören: dann wünsche ich, daß das preußische Staatsbewußtsein uns Hannoveranern und allen Deutschen ewig fremd bleiben möge.

Berehrteste Frau Schwägerin, Frauen können und brauchen sich auch nicht von dem erhabenen Gedanken durchdringen zu lassen, ganz der Größe, der Macht und dem Ruhme des Staates zu leben und mitzuarbeiten an der Erfüllung seines weltgeschichtlichen Berufes.

Wenn ich, gnädige Frau — bemerkt Professor Zacha — die Worte des Herrn Bürgermeisters Ihnen näher erklären darf, so haben sie den Sinn: Der Beamte eines großen Staates soll vergessen, daß er Sohn und Bruder, Gatte und Vater ist, daß er Ge-



spielen und Jugendfreunde und ein Plätzchen auf der Erde hat, an welchem seine Seele mit der Erinnerung der unschuldigsten und süßesten Freuden hängt. Er soll als höchste Pflicht den unbedingten Gehorsam gegen seinen Vorgesetzten üben und, um die höchste Stufe sittlicher Vollkommenheit zu erreichen, sich selbst als Stift, als Mädchen, als Hammer oder Amboss in der Staatsmaschine denken und empfinden lernen.

Sie belieben zu übertreiben, Herr Professor — warf der Bürgermeister ein —: dem Beamten bleibt immer noch ein Spielraum eigener freier Thätigkeit.

Ja wol! aber immer nur im Sinne des Systems — erwiderte der Professor.

Und dies System — fügt Herr von Neuenhaus hinzu, indem seine Worte die unverkennbare Beistimmung ihrer Hörer fanden — ist in Preußen mit eiserner Folgerichtigkeit durchgebildet und wird mit der rücksichtslosesten Härte gehandhabt. Ich bin auf einer preußischen Schulanstalt erzogen worden und habe in preußischen Diensten gestanden: ich konnte es kennen lernen. In der Dorfschule wie auf der Universität ist die vorzüglichste Aufgabe, den Zöglingen unvergänglich einzuprägen, daß Preußen der beste Staat der Welt,



seine Fürsten die edelsten aller Menschen, seine Eroberungen die rechtmäßigsten und ruhmvollsten Erwerbungen, sein Volk das tapferste und vaterlandsliebendste, seine Verwaltung die geregeltste, seine Rechtspflege die unbestechlichste seien. Diesem Staate anzugehören, sei das größte Glück, für seine Größe und seinen Ruhm zu leben und zu sterben die schönste und heiligste Pflicht jedes Preußen. In diesen Vorstellungen, welche auf den höheren Stufen der Bildung mit der Wissenschaftlichkeit eines philosophischen Firniß lackirt werden, bleibt auch fast jeder Preuße mehr oder weniger befangen. Wird es ihm einmal zu empfindlich gemacht, daß die Wirklichkeit seinen optimistischen Vorstellungen nicht entspricht, dann raisonnirt er wol; aber der innere Gensdarm ist sogleich bei der Hand und beruhigt ihn damit, daß es in anderen Ländern noch viel schlimmer sei. Nöthigen Falls tritt auch noch ein äußerer Gensdarm hinzu, der nicht nur ihm, sondern auch seinen Nachbarn beweist, daß jeder Raisonneur ein „schlechter Kerl“ sei. Manche der anwesenden Herren und Damen werden sich wol noch erinnern, wie ich selbst vor etwa 20 Jahren, als ich mich unter Ihnen niederließ, Alles nur mit preußischen Augen



ansehen konnte, und für Alles Tadel hatte, was hier anders als in Preußen war. Es hat mir Mühe genug gekostet, mich aus meinem preußischen in das menschliche Bewußtsein hineinzuretten.

Aber, meine Herrschaften, rühmen wir nicht diese unbedingte Hingebung, diese strenge Selbstverleugnung, welche Sie als eine unleidliche Eigenschaft der Preußen zu verwerfen scheinen, als die schönsten Tugenden der Griechen und Römer — Tugenden, welche als ihre Früchte die erhebensten Thaten der Vaterlandsliebe aufzuweisen haben?

Griechenland und Rom — entgegnete Herr von Neuenhaus — waren die Schöpfungen freier Bürger, und die Opfer, welche der Bürger in auswärtigen Kriegen oder inneren Kämpfen für die Erhaltung oder Aenderung der Staatsordnungen brachte, galten der eigenen Freiheit und dem eigenen Rechte. Preußen dagegen ist ein Werk seiner Fürsten und seiner Bureaukratie, und die Hingebung an dieses Werk bedeutet nur in seltenen Fällen etwas Anderes als ein Opfer der höchsten Güter des Menschen.



Dies Opfer wird aber doch mit freiem Willen, ja mit der glühendsten Begeisterung gebracht — warf der Bürgermeister ein.

Wohl! eines freien, aber so geschulten Willens, wie Herr von Neuenhaus richtig darlegte — bemerkte Professor Zacha. Diese Schulung ist, wie ich einmal mit starkem aber treffendem Ausdruck sagen hörte, eine „Dressur zum Staatsvieh,“ aber nicht zum freien Bürger, nicht zum menschlichen Bewußtsein und zur Freude und Befriedigung an der eigenen selbstbewußten Individualität, dem höchsten und edelsten Ziele aller Gesittung und Bildung, aller Religion und Politik.

Nun, selbstbewußte Individualität läßt sich doch am wenigsten bei den Preußen vermissen: der Niedrigste unter ihnen tritt mit dem Stolz eines ganzen Mannes auf — entgegnete der Bürgermeister.

Auch die römischen Gladiatoren, elende Opfer blutgieriger Schaulust, trugen den Kopf auf stolzem Nacken. Sie können eben die Menschen mit den widersinnigsten Vorstellungen erfüllen. Aber die selbstbewußte Individualität ist nicht stolz, sondern human — sagte der Professor.



Wenn ich mir auch — bemerkte Frau Welle — über alle die Erörterungen, welche wir von den Herren vernommen, kein Urtheil zutrauen darf: so scheint mir aus denselben doch so viel hervorzugehen, daß wir nicht wünschen können, auch in sittlicher und geistiger Beziehung Preußen zu werden, wie wir es in politischer Beziehung geworden.

Niemals! niemals — rief Frau von Willberg mit gewohnter Emphase — werden wir Preußen und bleiben es auch nicht in politischer Beziehung! Se. Majestät, unser allergnädigster König, hat verheißen, auf den Thron seiner Väter und zu seinen geliebten Unterthanen zurückzukehren, so wahr der dreieinige Gott im Himmel lebt. Und was ein Sohn des hohen Welfenhauses verspricht, hält er.

Und doch — wandte sich Pastor Klingmann, die Uebersprudelung der Frau von Willberg unbeachtet lassend, an Frau Welle — und doch ist uns die Gefahr schon nahe getreten, dem Unheil zu verfallen, vor welchem Sie, gnädige Frau, uns bewahrt wünschen. Schon ist es beschlossene Sache, daß unser ganzes Schulwesen nach preußischem Vorbilde umgewandelt wird. Darunter werden vor Allem unsere Volksschulen



leiden. Wenn es bisher die hauptsächlichste Aufgabe derselben, wenigstens das Bestreben der tüchtigeren Lehrer war, die Selbstthätigkeit und das Selbstdenken der Kinder anzuregen: so wird fortan, nach Anleitung der Stiehl'schen Regulative, das Gedächtniß mit einem Wissen mannigfacher Gegenstände angefüllt, das jeden Gedanken an einen organischen Zusammenhang und somit auch das Selbstdenken ausschließt. In einen so gebildeten Geist können am leichtesten Ideen hineingetragen werden, wie der Staatszweck sie braucht. Diese Aufgabe löst dann der Soldatendienst; und die unirte Kirche, welche selbst einem Staatszwecke, nicht einem religiösen Bedürfnisse, ihre Gründung verdankt, fördert die Lösung. Ich fürchte, nach zwanzig Jahren haben unsere Söhne und Enkel in der preussischen Schule, unter der preussischen allgemeinen Wehrpflicht und in der preussischen unirten Kirche auch die preussische Sinnes- und Denkweise in sich ausgebildet.

So rasch — meinte Herr von Neuenhaus, wird es doch nicht gehen. Die Rheinländer und Westfalen hat eine mehr als fünfzigjährige Preußen-Herrschaft noch heute nicht zu Preußen gemacht.



Dort hat die katholische Kirche einen Widerstand geleistet, zu welchem das Lutherthum wenigstens die äußeren Mittel nicht besitzt — entgegenete der Pastor.

Um so zäher — sagte Professor Zacha — wird sich der Widerstand des hannoverschen Volkes erweisen, dessen Charakter zu viele mit dem Preußenthume unverföhnliche Elemente in sich trägt. Vergleichen Sie nur die wissenschaftliche Stellung unserer Georgia Augusta mit jener der preußischen Universitäten. Alle die Männer von glänzenden Namen, welche den Ruhm unserer Hochschule bis in fremde Welttheile getragen, sind wirkliche Gelehrte gewesen, die mit einem umfassenden und gründlichen Wissen einen positiven, geschichtlichen Boden für ihre Fächer gewannen und von diesem aus, immer an der Hand geschichtlicher Thatfachen, den Ausbau ihrer Wissenschaft vollendeten. Die preußischen Universitäten dagegen verdanken ihren Ruf zumeist den speculativen Geistern, welche die Wissenschaften philosophisch begründeten und daraus entsprechende Systeme construirten. Dieser Unterschied ist nicht zufällig, sondern geht aus einer Grundverschiedenheit der Auffassungs- und Denkweise der Hannoveraner und Preußen hervor. Wie sich diese Verschiedenheit aus



der Geschichte, aus den socialen und politischen Verhältnissen einer rein deutschen und einer slavisch-germanisch gemischten Bevölkerung entwickelte: das nachzuweisen, müßte man ein Buch schreiben. Aber sie ist da und wird es der preußischen Regierung schwer, hoffentlich unmöglich machen, uns das Gepräge des preußischen Staatsbewußtseins zu geben, d. h. uns zu borussifiziren.

Ich wünsche, Sie hätten recht, Herr Professor; aber das preußische Wesen ist gar spitz und schneidig; und wo es sich damit nicht durchsetzen kann, weiß es durch eine gewandte glänzende Sophistik, eben das Endergebniß der von Ihnen so richtig charakterisirten preußischen Wissenschaftlichkeit, zu gewinnen — seufzte der Pastor.

Gewiß — sagte der Bürgermeister mit sicherem, triumphirendem Tone — wird es ein vergebliches Bemühen sein, gegen den Geist und Charakter eines zur Weltmacht emporsteigenden Volkes unser kleinliches particularistisches Hannoverthum zu behaupten.

Freilich — warf Herr von Neuenhaus verächtlich hin — wenn wir Alle nichts Eiligeres zu thun hätten, als mit Loyalitäts-Adressen nach Berlin zu laufen und uns als Geheimräthe oder wenigstens als Herrenhaus-



Mitglieder zu empfehlen! — Ah! Herr Bürgermeister, Sie waren auch in Berlin. Haben Sie wol die Schamlosigkeit beachtet, daß nicht nur Tänzerinnen, sondern auch Gräfinnen ihre photographischen Brustbilder in völliger Nacktheit in den Schaufenstern auslegen lassen? — Und haben Sie auch von den Skandalen der Demi-Monde gehört, der sehr hochgestellte Männer opfern? — Doch solche Dinge bilden wahrscheinlich die nothwendigen Elemente für Geist und Charakter eines zur Weltmacht emporsteigenden Volkes!

Während diese Gespräche in dem einen Gesellschaftsreise geführt wurden, knüpften die Herren, welche in einem Nebenzimmer ihre Cigarre zum Kaffee dampften, die Unterhaltung an die Streitfrage, ob Richard von Willberg wirklich an den Werbungen für die Königs-Georgs-Region sich betheiligt habe.

Wenn — rief der Rittmeister von Willberg — Etwas daran ist, daß Se. Majestät eine Region bilden wollte: so begreife ich nicht, warum die Herren zweifeln, daß mein Nefse sich an den Werbungen für dieselbe betheiligt haben sollte! Ich selbst würde gar keinen Anstand nehmen, solche Werbungen zu betreiben, wenn die Aufforderung dazu an mich gelangte.



Aber, lieber Willberg, das Unternehmen ist doch ein ganz abenteuerliches, kopfloses, das nur die Leute, welche sich an ihm betheiligen, in's Unglück stürzen kann — sagte Herr Welle.

Abenteuerlich? — kopflos? — darüber steht nur Sr. Majestät das Urtheil zu — entgegnete der Rittmeister.

Bei aller Ehrerbietung für unseren König Georg — sagte der Landrath von Grünfeld — würde ich doch den Gedanken an die Errichtung einer solchen Region für einen unheilvollen halten und seiner Ausführung, wo und wie ich kann, entgentreten.

Und warum? — fragte der Rittmeister.

Weil das Vorhaben nur einen Sinn hat, wenn die Region als Avantgarde eines französischen Heeres in Hannover einrücken sollte; und das wäre Verrath am deutschen Vaterlande.

Hat Preußen nicht auch mit dem Auslande sich gegen Deutschland verbündet? Hat es nicht sogar durch Bildung einer ungarischen Region selbst die Revolution zu Hülfe gerufen?

Dafür ist es der Geschichte verantwortlich geworden und wird deren Urtheilssprüche nicht entgehen.



Preußen that jene Schritte aus freier Wahl; Se. Majestät aber würde nur dem Gebote der Selbsterhaltung folgen. Wenn ich in's Wasser gefallen und dem Ertrinken nahe bin, frage ich nicht, wessen rettende Hand es ist, die sich mir entgegenstreckt, und einem Könige gilt die Krone mehr als das Leben.

Ich wünsche es wahrlich — mischte Herr Welle sich in das Gespräch — daß unser Königshaus zurückkehre und uns von dieser Preußen-Wirthschaft erlöst; aber ich wünsche nicht, daß wir eine solche Wandlung der Dinge den Franzosen und einem Napoleon zu danken haben.

Wer sagt denn den Herren — fragte der Rittmeister — daß Se. Majestät sich mit dem Usurpator Napoleon verbünden muß? Oesterreich wird bei einem Kriege gegen Preußen nicht theilnahmslos bleiben; und Se. Majestät würde als Verbündeter des Kaisers von Oesterreich auf den Kampfplatz treten.

Das wäre doch — entgegnete der Landrath — eine zu durchsichtige Verhüllung, als daß sie den deutschen Sinn des Volkes irreführen könnte. Sie selbst, Willberg, werden den Gedanken an eine Wiedereinsetzung unseres Königs durch eine auf die Hülfe



Frankreichs gestützte Insurrection Hannovers abweisen, wenn Sie sich die nothwendigen, wenigstens höchst wahrscheinlichen Folgen eines Krieges zwischen Preußen und Frankreich klar machen. Siegt Preußen, was nicht unmöglich ist, wenn es Frankreich allein zum Gegner hat: dann würde Hannover schon eine Be-theiligung seiner jungen Leute an einer König-Georgs-Region schwer genug empfinden, vollends aber eine Insurrection furchtbar zu büßen haben. Preußen hat ganz das Zeug dazu, um aus Hannover ein deutsches Polen zu machen. Siegt aber Frankreich, mit österreichischer Bundesgenossenschaft oder ohne diese: so ist die Wiederherstellung des Königreichs Hannover nicht unwahrscheinlich, aber gewiß ist der Verlust deutscher Unabhängigkeit und möglich ist eine Theilung Deutschlands, die zu dessen raschem Untergange führen müßte.

Das abzuwenden — entgegnete der Rittmeister — werden wir den Muth und die Kraft haben, wenn erst das Unrecht, welches Preußen an Deutschlands Fürsten und Völkern verübte, gestraft und gerächt worden.

Wer — rief Herr Welle — kann sich noch solchen Täuschungen nach den kläglichen Erfahrungen des vorigen Jahres hingeben!



Deutschland — entgegnete der Rittmeister mit großer Erregtheit — ist betrogen, überlistet, hinterrücks überfallen worden von Bismarck.

Gesiegt hat Preußen denn doch mit anderen Mitteln als mit diplomatischen Künsten — erwiederte Herr Welle ruhig.

Nun ja, mit seinen verdammten Zündnadelgewehren — rief der Rittmeister.

Darum, lieber Willberg — sagte der Landrath — wie das Unglück, welches wir zu tragen haben, über uns hereingebrochen? — darum handelt es sich jetzt nicht, sondern um die Frage, was geschehen würde, wenn Napoleon über Preußen siegte? — Denkbar, wie schon gesagt, ist es ja, daß dann Napoleon das Königreich Hannover wiederherstellte, gewiß aber nähme er für sich die Rheinlande und bewirkte eine Reorganisation des deutschen Bundes, in welchem Oesterreich und Preußen wieder als feindliche Brüder einander gegenüber gestellt würden. Damit wäre die Abhängigkeit Deutschlands von Frankreich besiegelt. Das würde aber der glücklichste Fall sein. Viel wahrscheinlicher ist, daß, wenn Preußen am Boden liegt, Rußland auftritt und zur Wiederherstellung des durch Uebergang



der Rheinlande an Frankreich gestörten europäischen Gleichgewichts, Posen und Westpreußen an sich reißt, während Oesterreich Schlesien nimmt und, um Gerechtigkeit zu üben, mindestens Schleswig, unter Zustimmung aller Großmächte, an Dänemark zurückgegeben wird.

Mag Alles sein, wenn nur das Recht zum Siege kommt und dies räuberische Preußen gezüchtigt wird — rief der Rittmeister.

Lieber Willberg — sagte der Landrath mit strafendem Ernste — freveln Sie nicht. Hat die Theilung Deutschlands einmal begonnen, so könnte Ihnen noch das Recht werden, einem französischen Elb=We=Departement anzugehören.

Wer hat uns — rief der Rittmeister, wieder abspringend von der eigentlichen Frage — in eine so verzweifelte Lage gebracht? Nur dieser Graf Bismarck!

Gewiß! — sagte der Landrath — und es verräth eine wahre Schwachköpfigkeit, ihn als einen großen Staatsmann zu preisen, weil er die Schlaueit und Verwegenheit gehabt, Deutschland durch dessen Zerreißung an den Rand des Verderbens zu bringen, aber nicht die Klugheit und den Muth besitzt, es über diesen



Rand hinüber wieder zur Vereinigung zu führen. Deutschland war in den Zeiten des alten Bundestags nie so schwach, seine Unabhängigkeit und Integrität nie so gefährdet, wie jetzt, wo ein unvermutheter unseliger Sieg von Deutschen über Deutsche die große Masse und deren muthlose Führer so blendete und erschreckte, daß man über Macht und Einheit Deutschlands jubelt, während man seine Schwäche und Zerrissenheit beklagen sollte. Aber diese noch zu steigern: davor müssen wir uns vor Allererst hüten.

Ich bin — sagte Herr Welle — mit dem Landrath vollkommen einverstanden. Aber mag Richard immerhin nach meiner Ansicht unrecht gehandelt haben: ich werde doch das Mögliche thun, ihn aus der Gefangenschaft zu befreien. Erwägen Sie und geben Sie Ihren Rath, meine Herren, wie das anzufangen ist.

Stelle mir eine angemessene Summe Geldes zur Verfügung, lieber Welle, und in wenigen Tagen sollst Du unseren Herrn Richard jenseits der preussischen Grenzen wissen — sagte der Rittmeister mit großer Zuversicht.

Sie wollen durch Bestechung zum Ziele gelangen. Dazu möchte ich doch nicht rathen — sagte der Landrath.



Sie wollen kein Unrecht begehen; aber der Vergewaltigung des ganzen Landes und den täglich gegen uns fortgesetzten Rechts- und Gesetzesbrüchen wird man doch eine kleine Unrechtsfertigkeit entgegensetzen dürfen — entgegnete der Rittmeister lebhaft.

Diese könnte, wenn ich sie unter den obwaltenden Umständen auch billigen wollte, leicht ihres Zweckes verfehlen und die Sache noch schlimmer gestalten, als sie ohnehin schon sein mag — antwortete der Landrath.

Nun, was soll denn geschehen? — fragte ungeduldig der Rittmeister.

Mir scheint es am gerathensten — antwortete Herr Welle — daß Jemand von uns nach Hannover reist, sich dort über den ganzen Stand der Sache möglichst genau unterrichtet und dann bei den maßgebenden Persönlichkeiten die geeigneten Schritte thut, um Richard gegen Bürgschaft seiner Haft entlassen zu sehen.

Zu solchem Ding — sagte der Rittmeister — taug' ich nicht. Das magst Du, Welle, versuchen. Wenn Du, wie ich fürchte, damit nicht zum Ziele kommst, dann will ich es auf meine Weise anfassen.



Ich halte es auch — sagte der Landrath — für das Geeignetste, daß Sie, Welle, die Sache in die Hand nehmen. Lassen Sie aber noch einige Tage vergehen, bevor Sie Ihre Schritte thun: inzwischen wird sich vielleicht Manches mehr aufgeklärt haben.



## Zweites Kapitel.

---

Am Abend desselben Tages, der in das Welle'sche Haus so viel Unruhe und Besorgniß getragen, ging Richard von Willberg in seiner Gefängnißzelle auf und nieder und summt die Melodie eines auf die Ereignisse des letzten Jahres gemachten Volksliedes, dessen Refrain dem König Georg ewige Treue und der Preußen-Knechtschaft ewigen Haß schwur. Gleichgiltig hörte er auf dem Corridor die Tritte des Gefangenwärters und das Drehen der Schlüssel in der schweren, eisenbeschlagenen Thür; gleichgiltig richtete er auf diese den Blick. Aber wie ein himmlisches Wunder durchzuckte es ihn und machte ihn einen Augenblick regungslos: vor ihm stand Elisabeth von Gerlow, die schöne, anmuthsvolle Gestalt des Mädchens, welches er heiß geliebt hatte; und der Sturm des Herzens, den ihr Anblick erregte, sagte ihm, daß er sie noch liebe. Wie oft hatte sich dies Geständniß auf seine Lippen gedrängt,



wenn er mit Elisabeth allein, der übrigen Gesellschaft voraus, in den Alleen des prächtigen Rurgartens von Homburg oder auf den Waldwegen des romantischen Taunus daherschritt und ihrer sinnigen Rede über Kunst und Leben, über Poesie und Wirklichkeit mit nie geahnter Befriedigung gelauscht hatte. Aber das Wort war ihm auf den Lippen erstorben, wenn er ihr in das unbefangene, nur von hohen Idealen begeisterte, in dunkler Bläue strahlende Auge blickte. Nur beim Abschiede hatte ihre Hand in der seinen gezittert und Beider Augen hatten sich in einem kurzen verständnißvollen Blicke begegnet. Aber vielleicht war es Täuschung — eine Täuschung des klopfenden, glühenden Herzens? — Richard, der sonst nicht an einem Uebermaß von Bescheidenheit litt, fühlte sich dem geliebten Mädchen geistig nicht ebenbürtig. Was Wahrheit gewesen, hielt er für Täuschung, und er hatte geglaubt, auf ein Glück verzichten zu müssen, das seine berechtigten Ansprüche überstieg. Die Erregung der bald über sein Vaterland hereinbrechenden Ereignisse hatte ihm den schweren Kampf der Entsagung erleichtert. Jetzt plötzlich fühlte er, daß er denselben vergeblich gekämpft. Alles um sich vergessend, ergriff er Elisabeths Hände,



bedeckte sie mit Küssen und rief: Welch ungeahntes Glück, welche Seligkeit! theure, geliebte Elisabeth.

Einen Augenblick schien auch Elisabeth von dem Glücke des Wiedersehens ergriffen und die Macht ihrer Gefühle leuchtete auf in einem Blicke voll unaussprechlicher Zärtlichkeit, mit der sie Richard anschaute. Sogleich aber wieder gefaßt, sagte sie mit leiser, zitternder Stimme: Um Himmels willen, Herr von Willberg, bedenken Sie, daß es sich um Ihre Rettung handelt. Sonst sähen Sie mich nicht hier.

O, lassen Sie mich glauben, Elisabeth, daß mehr als kalte Theilnahme an meinem Geschick Sie hergeführt, wenn mir dies Geschick nicht gleichgiltig sein soll — sagte Richard mit leiserer, aber aus dem innersten Herzen dringender Stimme.

Sie müssen es sich selbst sagen, ob ich wagen könnte, was ich gewagt, wenn mich nicht die innigste Theilnahme und mehr noch als diese für Sie bewegte — erwiederte Elisabeth, von einer leisen Beängstigung über die eigenthümliche Lage, in welche sie sich versetzt, ergriffen und einen bittenden Blick auf den Geliebten richtend.



Richard aber, in dem Anblick ihrer Anmuth und Schönheit verloren und von dem so plötzlich neu belebten und mächtiger als je aufflammenden Gefühl hingerissen, achtete dessen nicht, was in ihr vorging. Mit dringendem Flehen, indem er sie an seine Brust ziehen wollte, sprach er: Warum, Elisabeth, nennen Sie nicht dies Mehr? — warum nennen Sie es nicht Liebe und weihen mir diese düstern Mauern zum heiligsten Tempel?

Elisabeth trat rasch zurück und sagte im ernstesten und bestimmten Tone: Wenn unserer Liebe noch irgend eine Hoffnung der Zukunft schimmern soll, so müssen Sie fliehen. Ich weiß, daß ein schweres Verhängniß Sie bedroht, welches uns auf ewig trennen würde. Wir müssen unserer Gefühle Herr bleiben und mit kalter Besonnenheit handeln, um diesen Mauern zu entinnen.

Wie wäre das möglich? Ich weiß, daß ich streng bewacht werde; und ich hatte mich schon in mein Schicksal ergeben, dessen ganze Furchtbarkeit ich Ihnen gegenüber zum ersten Male empfinde — sagte Richard mit plötzlicher tiefer Herabstimmung.

Der muthige Mann — entgegnete Elisabeth — ergiebt sich auch in der Gefangenschaft nicht. Achten



Sie auf! Hier ist der Rock, die Mütze und der Säbel eines Polizeidieners — und bei diesen Worten zog Elisabeth einen Bündel aus ihrer weiten Beduine. — Diese müssen Sie anlegen, während ich Hut und Mantel hier zurücklasse und Sie in der Kleidung eines Dienstmädchens begleite. Wir verlassen 10 Minuten nach 9 Uhr, wenn der Posten auf dem Hofe abgelöst worden, welcher gesehen, daß der Gefängnißwärter schon über den Hof zurückgekehrt ist, diese Zelle; Sie verschließen dieselbe mit den in den Schlössern steckenden Schlüsseln und fassen den größten Schlüssel des ganzen Bundes, welcher zur Eingangsthür gehört. Diese ist zwar unverschlossen; aber der Wachtposten an der Thür muß, nach der Ordnung des Hauses, das Gegentheil glauben. Sie stecken also von Innen den Schlüssel in die Thür, drehen einmal um und einmal zurück, damit der Posten meinen kann, es werde durch zweimaliges Umdrehen die Thür von Innen geöffnet. Wir treten hinaus; ich gehe eilig einige Schritte vorwärts über den Hof, und während Sie die Thür ruhig von Außen wieder verschließen, rufen Sie mir barsch nach: „Warte Kommerten — oder wie Sie mich sonst nennen wollen — Du kannst doch nicht raus und wirst rasch



genug vor den Herrn Polizeirath kommen!" — Wir gehen, ohne Eil zu verrathen, über den Hof zu der Thür des Hauptgebäudes, welches der zweitgrößte Schlüssel des Bundes öffnet. Auch sie muß wieder verschlossen werden. Wir gehen den Corridor entlang und treffen an der ersten Biegung einen Mann, in dessen Hände Sie den Bund Schlüssel gleiten lassen. Der bedrohlichste Punkt ist das Wachtzimmer der Polizeidiener an der Ausgangsthüre zur Straße. Dort gehe ich einen Schritt vor Ihnen; der am Fenster sitzende Polizist wird zunächst sein Auge auf mich richten und Sie erst wahrnehmen, wenn er Ihnen nicht mehr ins Gesicht blicken kann, Ihre Kleidung aber wird ihn täuschen und wir werden ungehindert passiren. Wenige Schritte von dem Hause sind wir bereits gesichert, denn der Abend ist dunkel, regnerisch und stürmisch. Nur wenige Schritte gehen wir auch zusammen, dann eile ich allein auf der entgegengesetzten Seite der Straße weiter, und Sie halten sich in deren Mitte bis zur nächsten Ecke, wo Sie eine Droschke finden. In diese einsteigend, sagen Sie nur: „Zur Ihme-Brücke.“ Vor dem ersten Hause jenseit derselben hält der Wagen Ihres Freundes, des Herrn von Rohme,



der Sie, so Gott will, in völlige Sicherheit bringen wird.

Richard von Willberg hatte, während Elisabeth den wohlangelegten Fluchtplan entwickelte, vor ihr gestanden, wie in Andacht versunken. Nur von Zeit zu Zeit hatte er aus seinen dunklen Augen einen strahlenden Blick der Liebe und Verehrung auf sie gerichtet. Sie fürchtete, Richard werde kein Wort ihrer Anweisungen verstanden haben, und sie werde diese noch mehr als einmal wiederholen müssen. Als sie geendet, sagte er: Was wagen Sie für mich, theure Elisabeth, und in welche mehr als peinliche Lage können Sie gerathen! Ich würde Sie um keinen Preis der Welt dieser Gefahr aussetzen, wenn es möglich wäre, Sie noch vor derselben zu bewahren.

Davon — antwortete Elisabeth — darf nicht mehr die Rede sein: jetzt gilt es nur, unserer Beider Rettung besonnen und entschlossen auszuführen. Haben Sie Alles genau gemerkt, was dazu erforderlich ist?

Wort für Wort — erwiederte Richard, indem er ihre Hand ergriff und innig an seine Lippen preßte — könnte ich wiederholen, und ich werde es nie im ganzen Leben vergessen, was Sie unter Umständen, die das



Herz manches Mannes würden erzittern machen, mit einer so ruhigen und klaren Bestimmtheit gesprochen, als handle es sich um die erste beste Reise-Anordnung. Um so sicherer werde ich Alles ausführen. Aber muß ich Sie hart anreden? — Das wird mir schwer, es wird mir unmöglich sein!

Lassen Sie daran nicht den ganzen Plan scheitern! — Sie begreifen, daß Alles darauf ankommt, in dem Wachtposten sogleich einen Verdacht zu ersticken, der sich ihm aufdrängen müßte — sagte Elisabeth, indem sie zugleich nach ihrer Uhr sah und hinzufügte: Jetzt wird es Zeit, daß wir uns maskiren.

Und nach diesem kurzen Wiedersehen mit seinen ewig seligen Minuten soll ich von Ihnen scheiden, süße, geliebte Elisabeth! Ich werde jeden Tag, jede Stunde Ihrer mit heißer Sehnsucht gedenken, bis uns ein freundlicheres Geschick wieder zusammenführt. O, erinnern auch Sie sich daran, daß hier für Sie das treueste Herz im Leben und im Sterben schlägt — sagte Richard, indem er Elisabeths Hand ergriff und sie auf sein laut pochendes Herz legte.

Elisabeth lehnte den Kopf an seine Schulter. Als sie sich wieder erhob und eine Thräne an ihren



Wimpern hing, sagte sie mit erstickter Stimme: Ich glaubte nicht, daß ich Sie so tief und innig liebte: sonst hätte ich gefürchtet, daß mein Herz dies Glück des Wiedersehens und diesen Schmerz der Trennung nicht in der Spanne weniger Minuten zusammenfassen könnte, ohne zu brechen. Nun aber lassen Sie uns stark sein und unsere beiderseitige Rettung muthig ausführen!

Richard vollzog Alles genau, wie Elisabeth ihm vorgezeichnet hatte; und Alles gelang. Nur die Trennung auf der Straße war kein rasches Auseinandergehen nach Rechts und nach Links. Richard hatte sogleich als sie das Haus der Aengste verlassen, der Geliebten Hand ergriffen und festgehalten bis zur Einbiegung in die Straße, wo seiner der Wagen harrte. Da in der Dunkelheit des Abends riß er sie an seine Brust, preßte einen Kuß auf die schöne Stirn, einen auf den reizenden Mund; und als sie sich seinem Arm entwunden hatte, stand er und blickte ihr noch nach, als längst die Gestalt der Geliebten in dem Dunkel des Abends seinem Auge entschwunden sein mußte.



Im raschesten Trabe fuhr der Wagen, welcher den Flüchtling aufgenommen hatte, davon. Herr von Rohme begleitete ihn und gab ihm durch seine Mittheilungen Aufschluß über die näheren Umstände, unter denen seine Befreiung aus dem Gefängniß bewirkt worden. Sogleich am Tage der Verhaftung Richards war dessen Bedienter zu Herrn von Rohme gekommen, um ihm mitzutheilen, daß eine junge, ihm unbekannte Dame ihn ersucht, ihr den besten Freund, welchen sein Herr in der Stadt habe, zu bezeichnen. Nachdem er den Herrn von Rohme genannt, habe die Dame ihn beauftragt, sogleich zu demselben zu gehen und ihm zu sagen, daß sie ihn im Interesse des Herrn von Willberg sprechen müsse und bei einer halben Stunde in seiner Wohnung sein werde. Gekommen, habe sie ihm ohne Umschweife eröffnet, daß sie wisse, es stehe sehr schlimm um die Angelegenheit des Herrn von Willberg, daß dieser fliehen müsse, und daß sie Gelegenheit habe, ihn aus dem Gefängniß zu befreien, wenn er, Herr von Rohme, die weitere Flucht sichern wolle. Anfänglich, als er an der Aussprache der jungen Dame zu hören geglaubt, daß sie eine Preußin, habe er den Verdacht gefaßt, es solle ihm vielleicht eine Polizei-Falle gestellt werden. Aber



die feine Bildung und die anmuthsvolle, bezaubernde Schönheit der jungen Dame habe ihm alsbald das vollkommenste Vertrauen eingeflößt. Er habe sich zu Allem bereit erklärt, was die Flucht seines Freundes ermöglichen könne. Darauf habe sie ihm kurz mitgetheilt: durch die Dienste, welche sie der erkrankten Familie eines der aus Preußen hierher versetzten Gefangenwärter in früherer Zeit erwiesen, sei dieser bewogen worden, ihr zur Befreiung des Herrn von Willberg behülflich zu sein. Zufällig habe er entdeckt, wohin der Ober-Gefangenwärter die Schlüssel lege, wenn derselbe am Abende die Polizei-Direction verlasse. Unbemerkt könne er diese Schlüssel von dort nehmen und ebenso unbemerkt dieselben wieder an ihren Platz legen. Auf diesen Umstand habe sie ihren Plan der Befreiung gebaut und hoffe ihn glücklich auszuführen. Auf die Bemerkung, daß doch möglicher Weise das Vergehen des Gefängnißwärters entdeckt und sie selbst dadurch einer schweren Verantwortlichkeit ausgesetzt werde — entgegnete sie, daß der Verdacht der Mitschuld, welcher auf drei oder vier Beamte fallen könne, zu denen allerdings auch der wirklich Schuldige gehöre, diesen gerade, als Preußen, am wenigsten treffen werde.



Damit — so schloß Herr von Rohme seinen Bericht — waren meine Bedenken erledigt und ich versprach, Deiner heute um 9<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr an der Ihme-Brücke zu warten, und Du bist nur wenige Minuten später gekommen. Die schöne Unbekannte hat also ihre schwere Aufgabe glücklich gelöst. Das Wie? — bin ich begierig, von Dir zu hören.

Richard theilte kurz mit, wo und wie er die Bekanntschaft der jungen Dame gemacht, wie sie heute Abend in seinem Gefängniß zu seiner höchsten Ueerraschung erschienen sei, und wie sie seine Befreiung ausgeführt habe. Das beseligende Glück, welches er in jener kurzen halben Stunde gefunden, war ihm zu heilig, als daß er von demselben hätte sprechen können, selbst zu dem nächsten Freunde nicht. Dieser aber sagte nur: Um einen solchen Schutzengel der reizendsten Anmuth und des bewunderungswürdigsten weiblichen Muthes zu gewinnen, würde ich nicht klagen, einige Tage in die Hände der Preußen zu fallen, obgleich ich kein Freund ihrer Gefängnißlust bin. — Dann unterrichtete er den Freund von dem Plane seiner weiteren Flucht, deren nächstes Ziel Bodenheim, das Gut eines seiner ehemaligen Regiments-Kameraden, sein sollte.



Er selbst begleitete Richard nur bis zu dem nächsten Dorfe. Schon vor diesem verließ Richard, eine mit den nothwendigsten Kleidungsstücken versehene Jagdtasche und eine für alle Fälle geladene Doppelbüchse umhängend, den Wagen und die Chaussée. Auf einem Waldwege gelangte er zu einem seitwärts gelegenen Gute und zu dessen befreundetem Besitzer. Von diesem fuhr Richard nach eingenommener Erfrischung wieder mehre Meilen im raschesten Zuge, um wieder eine einsame Wanderung auf einem ihm von der Jagd her wohlbekannten Fußsteige einzuschlagen. So wechselte er mehre Male im Laufe der Nacht seine Reiseart, überall wo er einkehrte aufgenommen mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen über seine Flucht, von der man unterrichtet war, und deren Gelingen man mit sorglichster Spannung bis zu seiner Ankunft entgegensah.

Um Mitternacht hatte der Regen nachgelassen; aber um so heftiger hatte der Sturm sich erhoben. Wild jagte er die schweren Wolken wie leichte Fahrzeuge des Luftmeeres, thürmte sie dann plötzlich auf wie zu wunderbar schwebenden Felsmassen und zerriß sie ebenso plötzlich wieder, um mit dem kalben Lichte des Mondes den einsamen Waldpfad zu streifen, auf welchem Richard



eiligen Fußes daher schritt. Dazu erzählten die alten Buchen Geschichten der Todten und Lebendigen. Ihre Aeste ächzten und stöhnten, wie Kinger im schweren, heißen Kampfe; ihre Zweige rauschten wie eine düstere Klage über offenen Gräbern; und wenn sich durch den wilden Chor von den hohen Wipfeln ein leises Flüstern der Blätter vernehmen ließ, klang es in Richards Ohr wie seliges Rosen der Liebe. Nur den wechselnden Empfindungen hingegeben, welche durch die Sprache des Waldes in ihm geweckt wurden, hatte er nicht bemerkt, daß seitwärts her ein Mann gekommen, der, als er deutlich die Fußtritte des Wanderers vernahm, diesem mit raschem, leisem Schritte vorauseilte und sich hinter einem starken Stamm dicht an dem Pfade aufstellte. Plötzlich, als Richard nahe gekommen, trat er diesem mit einem donnernden „Halt!“ in den Weg.

Richard sprang rasch zurück, riß die Büchse von der Schulter und rief unwillig: Was soll's!

Der Andere fragte dagegen: Wer sind Sie? — was treiben Sie zur späten Nachtzeit in dem Forste? —

Die Frage gebe ich zurück und füge hinzu: Was berechtigt Sie, mich auf einem Wege, der Jedem offen steht, anzuhalten? —



Nun, ich bin der Jäger des Herrn von Wohlden und halte Jeden an, der mir hier im Forste verdächtig vorkommt.

Wenn Sie das gleich gesagt hätten, lieber Friedrich, dann hätten wir uns die kleine Erhitzung ersparen können: ich bin der Lieutenant von Willberg und auf dem Wege zu Ihrem Herrn — sagte Richard, indem er die Büchse wieder über die Schulter warf und zu dem Jäger herantrat. Dieser entschuldigte sein feindliches Auftreten mit der Nothwendigkeit einer strengen Ueberwachung des Forstes wegen jüngst vorgekommener Wilddieberei. Er meinte, die Annectirungen seien nun einmal im Schwunge, und die Kleinen pflegten es gern den Großen nachzuthun. Uebrigens freute er sich, den Herrn Lieutenant getroffen und ihn dadurch wahrscheinlich vor einem bedrohlichen Unfall bewahrt zu haben. Der Waldbach sei durch die starken Regengüsse zu einem brausenden Gewässer angeschwollen und habe den Steg hinweggerissen, über welchen der Fußpfad führe. Sie müßten, um sicher nach dem Gutshofe zu gelangen, sich waldauswärts nach dem Fahrwege wenden.

Wie immer bald, wenn Hannoveraner zusammenkommen, die Preußen der Gegenstand ihres Gespräches



werden, so auch zwischen Richard und dem Jäger. Dieser theilte mit, es werde heute für längere Zeit die letzte Nacht gewesen sein, daß er seinen lieben Wald durchstreift habe. Uebermorgen solle er sich als Reservist stellen, um bei den Preußen den Dienst zu lernen. Ich möchte freilich lieber dem türkischen Sultan und allen seinen Odalisten oder wie die Kerle heißen! als dem König von Preußen und seinen Bismarcks dienen, die uns den guten König Georg genommen haben. Aber unser König kommt doch am 27. Juni wieder? So steht's in der Convention von Langensalza.

Was kümmern sich die Preußen um Conventionen — bemerkte Richard.

Freilich — sagte der Jäger — bei ihnen geht Gewalt vor Recht. Sonst dürften sie uns auch nicht zu preussischen Soldaten machen. Am schlimmsten ist, daß wir ihnen schwören müssen. Das ist eine Teufels-  
geschichte!

Ein guter Hannoveraner — warf Richard hin — schwört auch nicht den Preußen.

Aber was soll man machen? — fragte der Jäger ärgerlich.



Man geht nach Holland — erwiederte Richard im gleichgiltigsten Tone, als spreche er etwas Selbstverständliches aus.

Ja, ich habe davon gehört, daß unser König dort ein Heer von 40000 Mann anwerben läßt. Sie sagen, er wird mit den Franzosen die Preußen aus dem Lande schlagen, wenn sie ihn am 27. Juni nicht gutwillig wieder hereinlassen. Aber ich glaube nicht, daß der König mit den Franzosen geht.

Und warum nicht? —

Weil die Franzosen noch schlimmer sind als die Preußen; und die Bonapartes sind alle Spitzbuben. Das hat mein Großvater mir schon gesagt.

Wenn aber unser König mit ihnen geht? —

Der Jäger blieb eine Zeitlang die Antwort schuldig, bis er, wie nach einem heftigen inneren Kampfe, mit gepreßter Stimme, zögernd, aber bestimmt hervorbrachte: Dann gehe ich nicht mit dem Könige. Ich bin doch ein Deutscher, und sie sind Franzosen.

Gegen eine solche Beweisführung war schwer aufzukommen; und es war Richard lieb, das Gespräch abbrechen zu können, da er eben vor dem Herrenhause stand.



Richard wurde von dem Herrn von Wohlben freudig empfangen und nach kurzer Rast von diesem selbst, auf einem ziemlich weiten Umwege, bis an den Park von Bodenheim gefahren. Richard kannte hier jeden Schritt und Tritt, und Wohlben hatte ihm gesagt, daß er die Thür des Gartensaales offen und links von derselben ein Zimmer zu seiner Aufnahme hergerichtet finden werde.

Der Park von Bodenheim verlор sich in dem dunkel bewaldeten Bergzuge, über dessen letzte Anhöhe die Allee alter Linden führte, die den Park durchschnitt. Als Richard diese Anhöhe erreicht hatte, trat eben die Sonne mit strahlendem Lichte in die von helleren und dunkleren Feuerbächen durchfurchten Purpur-Wolken, welche ihr vorausgezogen. Im Augenblicke verwandelten sich die Bäche in Seen, flossen in einander und umzogen den glänzenden Sonnenball mit einem goldigen Meere, das den ganzen östlichen Himmel erfüllte und Dörfer, Felder und Wiesen mit einem schimmernden duftigen Schleier umwob. Richard hemmte seinen Schritt und sein Auge versenkte sich in das entzückende Schauspiel, dessen freudige Klarheit seiner eigenen Jugend glich. Er versetzte sich in deren glückliche



Tage zurück und knüpfte an sie die Stunde des Wiedersehens der Geliebten mit ihrem unaussprechlichen Zauber. Sein Herz wollte aufjauchzen in höchster Wonne. Da wandte sich sein Blick auf die Wälder, welche noch im nächtlichen Dunkel lagen. Er starrte auf ihre geheimnißvolle Decke, ein Bild seiner Gegenwart und Zukunft, und das Jauchzen des Herzens verstummte. „Wer — sagte Richard im aufflammenden Zorne — kann eines sicheren Glückes sich freuen, wenn das Unrecht in Macht und Ehren prunkt und das Recht flüchtigen Fußes in die Verbannung zieht!“

Richard fand in dem für ihn bestimmten Zimmer des Herrenhauses seinen Freund Elsen, der ihn erwartet hatte, über einem Buche, im Lehnstessel eingeschlummert. „Wie ruhig er da sitzt, als walte der Friede dieses Zimmers über die ganze Welt! Vielleicht träumt er von den üppigen Saaten auf seinen Feldern; vielleicht auch von den übermüthigen Kadettenstreichen, deren wir manchen gemeinsam ausführten. Die Zeit ist längst vorüber, aber glücklich, wenn sie noch in seinen Träumen wiederkehrt! Indessen, lieber Elsen, was Du auch träumst: wache auf, Schläfer!“ — Bei diesen mit starker Stimme gesprochenen Worten legte Richard



seine Hand auf Elsen's Arm. Elsen sprang erschrocken auf und rief, als er den Freund erblickte: „Gott sei Dank, daß Du da bist und nicht der preußische Polizist, von dem ich eben träumte.“

Du schienst so ruhig zu schlummern.

Der Ruckuck auch! wer —

Um des Himmels willen, gewöhne Dir ab, diesen ruhmredigen Vogel in den Mund zu nehmen! Das Recht dazu hat er sich allein vorbehalten; und der Aufenthalt in Minden soll mancher süßen Gewohnheiten eines civilisirten Daseins ermangeln.

Also ohne Betheuerung bei unserem Schutzheiligen sei Dir gesagt, daß mir Tag und Nacht die Preußen und ihre Polizei im Kopfe spuken und vollends heute, wo ich wußte, daß Du mit ihnen so ernstlich zu schaffen hattest. Doch Du kannst müde sein und sollst mir morgen erzählen, wie Du mit ihnen fertig geworden. Jetzt schlafe wohl!

Richard war in der That ermüdet genug, um in einen tiefen Schlaf zu versinken.

---



### Drittes Kapitel.

---

Der Arzt war am Abende wiedergekommen, um sich von dem Zustande des Hauptmanns von Gerlow zu unterrichten. Er hatte diesen noch immer in todtenähnlicher Bewußtlosigkeit gefunden, aber die Wahrscheinlichkeit ausgesprochen, daß sich bei dem Kranken im Laufe der Nacht Fieberphantasien einstellen würden. Ohne sich dadurch beunruhigen zu lassen, solle man fortgesetzt den Kopf durch Eis kühlen, um den Andrang des Blutes abzuwehren. Ein Weiteres sei jetzt nicht zu thun. Marie hatte der Frau, welcher die Wartung des Kranken übertragen worden, befohlen, sie sogleich zu wecken, wenn in dem Zustand desselben jene von dem Arzte bezeichnete Aenderung eintrete. Dann hatte sie sich angekleidet, wie sie war, auf ihr Bett gelegt, um erst nach langer Zeit mit einem von Beängstigung erfüllten Herzen in einen unruhigen Schlummer zu verfallen.



Auch Herr und Frau Welle genossen nicht des gewohnten ruhigen Schlafes. Diese hatte geglaubt dem Gatten ihre Vermuthung über der Tochter tiefere Empfindung als bloß menschliches Mitgefühl für den Hauptmann von Gerlow mittheilen zu müssen. Herr Welle blickte sie dabei an, als vernehme er etwas ganz Unglaubliches, und rief dann auch, als seine Gattin ihre Mittheilung geendet hatte, ungläubig aus: Du irrst Dich gewiß! Marie kann sich unmöglich so weit vergessen, den Feind ihres Königs und ihres Landes zu lieben.

Du selbst vergißt, lieber Welle, daß sie ihn lieben lernte, bevor er das war.

Und wär' es, liebte sie ihn wirklich, so ist Marie zu einsichtig, um nicht zu begreifen, daß wir nimmer unsere Einwilligung zu ihrer Verbindung mit einem Preußen geben können.

Aber, lieber Welle, unser Widersacher ist doch nur die preußische Regierung, aber nicht jeder Preuße.

Sie sind Alle, wie ihre Regierung, angesteckt von einem unerträglichen Großmachtschwindel, dem sie jede andere Rücksicht opfern. Das haben wir ja selbst an ihren Rechtsrittern und Freiheitshelden im Abge-



ordnetenhanse erlebt. Seit Bismarck ihren Großmachthunger befriedigt, wissen sie Nichts mehr von allen den schweren Anschuldigungen, die gegen ihn geschleudert, sondern er ist ihnen ein großer Staatsmann. Mit Genugthuung haben sie gesehen, wie er das Schwert in deutsches Bruderblut getaucht und um die Wette mit ihm haben sie Recht, Freiheit und Ehre deutscher Bruderstämme niedergetreten. Und was hat das Volk davon, daß Bismarck ein großes Wort mitredet in den europäischen Angelegenheiten? Ist es dadurch gebildeter, gesitteter, wohlhabender geworden? — Hat es größere Rechte und Freiheiten gewonnen und werden seine Gesetze von der Regierung mehr geachtet, als zuvor? — Von dem Allen ist das Gegentheil der Fall! Nur hochmüthiger ist es geworden auf eine Macht, oder vielmehr auf den Schein einer Macht, von der es nichts hat, als daß es sieht, wie die Diener der Gewalt andere deutsche Stämme ebenso unter ein absolutistisches Joch beugen, wie es selbst gebeugt wird. Ein so unverständiges Volk achte ich nicht, auch wenn es noch hundert Siege erföchte, wie den von Königgrätz; und einen Schwiegersohn aus solchem Volke mag ich vollends nicht.



Aber, lieber Mann — sagte Frau Welle ziemlich fleinlaut — wir sind doch oft darin übereingekommen, daß wir unserer Tochter in ihrer Neigung und in der Wahl ihres Gatten keinen Zwang anthun wollen.

Das wollen wir auch nicht; aber jedes Recht des Herzens hat doch seine Grenze. Uebrigens ist die Sache noch nicht so weit; und ich glaube, daß Du Dich in Deiner Vermuthung täuschest. Marie äußerte sich über den gestrigen Abend durchaus nicht so, als ob sie sich eines beglückenden Wiedersehens zu erfreuen gehabt.

Trotz der Zuversichtlichkeit, mit welcher Herr Welle die Ueberzeugung aussprach, daß seine Tochter „den Feind ihres Königs und ihres Landes“ nicht lieben könne, ging ihm die Sache in dem Kopfe herum und wurde ihm immer bedenklicher. Er mußte sich vergegenwärtigen, daß seit der Badereise nach Homburg, wo Marie die Bekanntschaft des Herrn von Gerlow gemacht, die Hoffnung gänzlich geschwunden war, die Freundschaft derselben mit Richard zur Liebe entfaltet zu sehen. Auch hatte Marie seitdem gegen alle junge Männer eine Gleichgiltigkeit an den Tag gelegt, die



sich bei einem Mädchen ihres Alters kaum anders als dadurch erklären ließ, daß ihr Herz nicht mehr frei war.

Eine Bestätigung dieser Besorgniß würde der Vater gefunden haben, wenn er gesehen hätte, in welcher Erregtheit die Tochter zu dem Kranken eilte, als sie kurz nach Mitternacht von der Wärterin mit der Nachricht geweckt worden war, daß derselbe mehrmals den Namen „Marie“ ausgerufen habe, also wahrscheinlich der Zustand der Fieberphantasien eintreten werde. Marie fand den Kranken zwar schweigend, aber er athmete tief und vernehmlich. Es war also eine Steigerung der Lebensthätigkeit erfolgt. Nach kurzer Zeit äußerte sich diese auch wieder in dem Ausruf des mit der zärtlichsten Betonung ausgesprochenen Namens der Geliebten. Daran knüpften sich einzelne abgerissene Sätze, die errathen ließen, daß die Phantasien dem Kranken Bilder aus dem homburger Aufenthalte vorführten. „Hier am Ludwigsbrunnen will ich mich setzen. — Rings umschlossen von dem grünen Gebüsch ist es still und friedlich. — Da kommt sie! — Wie schön ihre Gestalt! wie ruhig der Ausdruck des edlen Gesichts! — Sie lächelt: welche seelenvolle Anmuth!“ — Nach einiger Zeit fuhr er wieder fort:



„Nein, ich spiele nicht; ich spiele nie Hazard. — Sie haßt gewiß das Spiel auch. — Wie häßlich die Menschen sind mit den gierigen Blicken auf die rollende Kugel und das blinkende Gold!“ — Nach einer längeren Pause hob er wieder an: „Wie sie stürzen, die braven Jungen, unter dem furchtbaren Kartätschenfeuer! — Vorwärts! vorwärts! Ob sie meiner wol gedenkt, wenn ich falle? — Nehmen wir die Höhe, dann ist der Sieg unser! — Wir waren doch oft recht freudig, recht glücklich: sie würde daran denken.“ — Wie auch die Bilder wechselten, welche in des Kranken Phantasien aufstiegen, fast immer trat die Erinnerung an Marie in den Vordergrund derselben.

Je unzweifelhafter sich in allen Aeußerungen des Leidenden dessen tiefes Gefühl für Marie aussprach, um so mehr hätte diese sich derselben freuen können. Aber die Gedanken und Empfindungen, welche der Mensch nicht aus selbstbewußtem Geiste, sondern aus überreizten physischen Kräften in geheimnißvoller Werkstatt erzeugt, berühren uns wie dumpfe Schläge an den Markstein zwischen Tod und Leben. Je freudiger sie klingen, um so ergreifender gemahnen sie daran, daß sie halb schon



Stimmen eines Jenseit sind, wo Leid und Freud verstummen. In schmerzlichster Erschütterung vernahm auch Marie nur die Worte des theuren Mannes, welche sie namenlos glücklich gemacht hätten, wenn sie über vollbewußte Lippen gekommen wären. Als aber Gerlow am Morgen zum ersten Male die Augen aufschlug, wie verwundert sie anblickte und ein Strahl des Glückes über sein Gesicht zuckte, indem er die Augen wieder schloß: da wallte es freudig in ihrem Herzen auf.

Der Tag verging rasch unter den Sorgen für den Kranken und wirthschaftlichen Obliegenheiten; gegen Abend aber packte Marie den kleinen Reisekoffer des Vaters, welcher zu der einige Stunden entfernten Eisenbahnstation fahren wollte, um den Nachtzug für seine Reise nach Hannover zu benutzen. Der Vater hatte sie, freilich ohne daß Marie eine Ahnung davon faßte, mit aufmerksamem Auge beobachtet; auch hatte er sie in das Krankenzimmer begleitet und längere Zeit in demselben verweilt, indem er wechselnd seine Blicke auf Marie richtete, die Platz neben dem Bette des Kranken nahm, und auf diesen, der, nach einem eben überstandenen Fieberparoxysmus, in völliger Ruhe, wie



schlafend, dalag. Beim Abschiede küßte er die Tochter inniger und zeigte eine tiefere Bewegung, als eine Trennung von höchstens einigen Tagen erklärlich machen konnte. Das entging auch der Tochter nicht, die für jedes Zucken um die Lippen, für jeden Ausdruck des Auges und für die leiseste Wolke auf der Stirn des Vaters das liebevollste Verständniß hatte. Erschreckt fragte sie: Lieber Papa, ist Dir etwas noch Betrüübenderes begegnet, als wir Alle wissen?

O nein! was ich weiß, wißt Ihr auch — antwortete der Vater mit zweideutiger Wahrheit; indem er verhehlte, was Marie nicht wußte, daß er schmerz- lich empfand, das schönste Lebensglück der Tochter zerstören zu sollen. Um diese Empfindung nicht deutlicher zu verrathen und Marien zu beängstigen, wandte er sich rasch ab, bestieg den Wagen und zwang sich, den ihm nachblickenden Lieben freundliche Grüße zuzuwinken.

Als der Wagen das Dorf hinter sich gelassen hatte und auf ebener Chaussee hinrollte, wandte sich der Kutscher, ein alter treuer Diener des Hauses, zu dem Herrn und fragte: Ist es denn wirklich wahr, daß sie den Herrn Richard in's Gefängniß geschmissen?

Ja, Christian, leider ist es wahr.



Da muß aber doch ein Donnerwetter dreinschlagen! Die Preußen machen ja Alles, was sie wollen, mit uns.

Sie haben die Macht dazu.

Aber nicht das Recht! Und am 27. Juni kommt doch unser König wieder.

Wer sagt das?

Der Schulmeister. Der hat die Convention von Langensalza gelesen. Da steht es drin.

Lieber Christian, in der Convention von Langensalza steht Manches, was nicht erfüllt worden ist.

Ja, den Offizieren und Unteroffizieren haben sie auch nicht ihr Tractament gegeben und sie dadurch gezwungen, in preußische Regimenter zu treten. Aber unsern König kriegen wir doch wieder?

Hast Du denn nicht gehört, daß alle Beamte und Soldaten dem Könige von Preußen haben schwören müssen?

Ja, aber nur bis zum 27. Juni.

Nein, für immer!

Un wi söll'n fär immer Prüßen blieb'n?\*) — rief Christian, dessen große Erregung bei diesem Ge-

\*) Und wir sollen für immer Preußen bleiben?



danke sich dadurch ausdrückte, daß er in den ihm geläufigeren Dialekt fiel.

Es wird schwerlich anders werden.

Nä, dat geiht nich! Wi mätten se rut schla'n\*).

Das geht auch nicht: Preußen gibt es zehnmal so viel als wir Hannoveraner sind.

Wi schla'n se doch rut\*\*).

Sie würden uns eher hinaus schlagen, als wir sie.

Dann schla'n wi se daudt! Ich kann de Kerls nich lieden; keen Mensch kann se lieden: dat ganze Döörp, Wieber und Kinner, helpt se daudt schla'n†).

Wir würden schön vor den Zündnadelgewehren auseinanderstieben, wenn nur eine halbe Compagnie Preußen in's Dorf käme.

Sah! de verdammten Zündnadelgewehr, dat is ene Dävvels-Erfindung ††) — brummte Christian, indem

\*) Nein, das geht nicht! Wir müssen sie hinaus schlagen.

\*\*) Wir schlagen sie doch hinaus.

†) Dann schlagen wir sie todt! Ich kann die Kerle nicht leiden; kein Mensch kann sie leiden: das ganze Dorf, Weiber und Kinder, hilft sie todt schlagen.

††) Ja, die verdammten Zündnadelgewehre: die sind eine Teufels-Erfindung.



er die Pferde rascher anziehen ließ, als ob die größere Geschwindigkeit des Fahrens ihm über das schwere Bedenken hinweghelfen könnte. Nach geraumer Zeit wandte er sich dann wieder in einem fast bittenden Ton an den Herrn Welle, als könne dieser ihm einen anderen Bescheid geben, wenn er nur wolle — mit der Frage: Können wir Hannoveraner wirklich nicht die Preußen aus dem Lande schlagen?

Nein, lieber Christian, das können wir nicht; und wir müssen geduldig tragen, was das Schicksal einmal über uns verhängt hat.

Ein Preuße werde ich doch nicht, werden wir Hannoveraner alle nicht — sagte Christian ganz entschieden und ließ fortan seine Pferde so langsam hintrotten, als hätte er alle Lust am Fahren wie am Leben verloren. Wiederholt mußte ihn Herr Welle auffordern, die Pferde rascher einschreiten zu lassen, um rechtzeitig zur Eisenbahn zu kommen.

In Hannover begab sich Herr Welle, nach wenigen Stunden des Schlafes, am frühen Vormittage zu einigen Bekannten, von denen er nähere Mittheilungen oder Rath über die Angelegenheit Richards erwartete. Aber er erfuhr nicht mehr, als er bereits wußte. Rathen



konnte man ihm auch nur, daß er sich an einen der hohen preußischen Beamten wende, um seinen Zweck zu erreichen. Auf Vermittelungen und Verwendungen angesehenen Freunde müsse er verzichten. Denn die wenigen Hannoveraner, die etwa einen Einfluß üben könnten, seien untergeordnete Werkzeuge der Gewalt oder verächtliche Augendiener, deren Beistand er nicht werde anrufen wollen.

Herr Welle begab sich also am Mittage zu einem der ihm bezeichneten hohen Beamten, freilich mit geringen Hoffnungen. Es war bekannt, daß dieser Herr die Hannoveraner und die hannoverschen Verhältnisse mit den vorurtheilvollsten Augen ansah und mit der ganzen Rücksichtslosigkeit und Herbheit eines unbeschränkten Gebieters behandelte. Man sagte von ihm, daß er den Hochmuth eines Junkers und den Kleinlichkeitsinn eines Bureaukraten in sich vereinige. Er empfing den Herrn Welle mit vornehmer Gleichgiltigkeit und hörte sein Anliegen mit geschäftlicher Ungeduld. Dann erwiederte er: Die Sache geht mich zunächst nichts an, sondern gehört zum Ressort des Geheimen Regierungsraths von Gerlow. An diesen können Sie sich wenden. Ich würde mich gegen die



Freilassung Ihres Neffen erklären, der sich als einen der frechsten welfischen Agitatoren bemerflich gemacht. Ich begreife nicht, was man an diesem traurigen, verkommenen Welfenthume hat! Aber die Hannoveraner sind ein starrköpfiges, auffässiges Geschlecht; besonders der Adel und die höheren Stände. Wir werden Beispiele statuiren müssen, damit man hier das Glück würdigen lernt, dem ruhmreichen und mächtigen Scepter Sr. preußischen Majestät unterworfen zu sein.

Die Worte hatte der Beamte in sich steigernder Hestigkeit und den letzten Satz in so drohendem Tone gesprochen, als ob der Anfang der Beispiele sogleich mit Herrn Welle gemacht werden solle. Dieser aber erwiederte: Bis zu dem Ziele werden Sie viele Beispiele zu statuiren haben.

Viele oder wenige; darauf kommt es uns nicht an! — rief der hohe Herr mit zornigem Blick auf den verwegenen Sprecher, indem er durch eine kurze Hand- und Kopfbewegung ein Zeichen gab, daß derselbe entlassen sei.

Herr Welle hatte keinen Grund, einen weiteren Widerspruch gegen den tobenden Mann zu erheben, und er ging. Es war ihm sogleich, als derselbe den



Namen Verlow genannt, durch den Sinn gefahren, daß der Geheime Regierungsrath, an welchen er gewiesen worden, der Vater des in seinem Hause gepflegten Hauptmanns sein könne. Bestätigte sich diese Vermuthung, dann hatte er eine unerwartete Aussicht auf einen glücklichen Erfolg seiner Reise gewonnen. Er zögerte nicht, sich sogleich nach der Wohnung des Geheimrathes zu erkundigen und sich bei diesem anmelden zu lassen. Er wurde höflich empfangen, eingeladen auf dem Sopha Platz zu nehmen und, indem der Geheimrath sich ihm gegenüber setzte, freundlich nach seinem Begehren gefragt. Herr Welle hatte kaum mit dem Vortrage desselben begonnen, als ihn der Geheimrath unterbrach: Sie kommen zu spät: Ihrem Herrn Neffen ist bereits gelungen, was Sie für ihn erlangen wollten; er hat sich selbst aus dem Gefängniß befreit.

Wie? — wann? — rief Herr Welle erstaunt aus.

Ja, das ist eine Frage, die wir selber gern beantwortet sähen. Man fand gestern bei der üblichen Visitation die Gefängnißzelle des Herrn von Willberg ordnungsmäßig verschlossen, aber ohne den Gefangenen. Nur seinen Hut und Rock hatte er zurückgelassen, und ein weiblicher Mantel nebst Hut deuteten darauf hin,



daß er die Flucht mit weiblicher Hülfe bewerkstelligt hat. Daß einer der Gefangenwärter sich mitschuldig gemacht, ist unzweifelhaft; aber es sind deren vier, auf welche der Verdacht fällt. So dürfte der Schuldige kaum zu ermitteln sein, wenn er sich nicht selbst durch eine Unüberlegtheit verräth.

Es wäre mir — bemerkte Herr Welle — erwünschter gewesen, wenn mein Nefse auf gesetzlichem Wege die Freiheit wiedererlangt hätte: ich halte ihn, trotz seiner Flucht, für schuldlos.

Darin dürften Sie irren. Ich hatte das Vergnügen, Ihren Herrn Nefsen persönlich kennen und wegen der Offenheit seines Charakters, der ungebrochenen Lebendigkeit seines Geistes und der gesunden Frische seines Gemüths schätzen zu lernen. Aber Sie selbst werden einräumen, daß er eine gewisse Excentricität der Ritterlichkeit mit den meisten jungen Männern seines Standes theilt.

Diese Excentricität darf einer Jugend nicht fehlen, aus der etwas Tüchtiges werden soll.

Ich tadle sie auch nicht; und ich begreife es auch sehr wohl, wie die Jugend dieses Landes es als eine Forderung der Pflicht und Ehre betrachtet, Alles an die



Wiederaufrichtung des gestürzten Königthrones und an die Wiederherstellung der Selbstständigkeit des Staates zu setzen. Kommt dazu noch die Theilnahme eines edlen Gemüths für einen in das Exil getriebenen unglücklichen König und für eine mannigfache Bedrängnisse standhaft und würdevoll duldende Königin: dann wäre es nur zu verwundern, wenn Unternehmungen nicht versucht würden wie solche, deren Herr von Willberg sich verdächtig und, was ich nicht bezweifle, auch schuldig gemacht hat. Das Gemüth erregt sich für das ersehnte Ziel und der Verstand berechnet nicht die zu dessen Erreichung nöthigen Kräfte und Mittel.

Ich gestehe, eine so milde und wahrhaft menschliche Beurtheilung bei einem preußischen Beamten nicht vermuthet zu haben.

Der Geheimrath schien diese Bemerkung zu überhören und fuhr fort: Für unverantwortlich aber halte ich es, wenn ältere, gereifte Männer sich ebenfalls auf solche Unternehmungen einlassen. Sie müßten die politischen Verhältnisse genugsam würdigen, um sich zu sagen, daß die Geschieße, denen ihr Land verfallen ist, jetzt nicht, und vielleicht nie mehr abzuschütteln sind. Ich verlange nicht, daß hannoversche Männer sich einem



Loose, das ihnen wider ihren Willen aufgezwungen worden, leicht hin fügen und wohl gar die Bande, welche sie wie eine Kette empfinden, fester schmieden helfen. Ja, Diejenigen, welche das thun, erscheinen mir charakterlos und verächtlich; und bis ich mich nicht von dem Gegentheil überzeugt habe, halte ich sie selbstsüchtiger Zwecke für verdächtig. Immerhin mögen also die Hannoveraner hoffen und wünschen, daß über kurz oder lang eine Aenderung in den jetzigen Zuständen ihres Landes eintrete; und es ist dann nur natürlich, wenn sie gegen die Befestigung derselben ankämpfen. Aber die Mittel des Kampfes seien ehrenhafte, gesetzmäßige; und vor Allem müssen gewaltsame Versuche ausgeschlossen bleiben, welche augenscheinlich nur die Betheiligten ins Unglück stürzen und die Lage des Landes verschlimmern.

Herr Welle sah sich dem Geheimrath gegenüber wie etwa Jemand, der eine Sandsteppe durchwandern zu müssen fürchtete und in eine grüne Dase versetzt wird. Daß ein preußischer Beamter so denken und sprechen könne, wie der Geheimrath, hatte er am wenigsten nach der Begegnung geglaubt, die ihm soeben widerfahren war. Doch enthielt er sich einer Aeußerung



Darüber um so mehr, als der Geheimrath eine ähnliche Bemerkung eben schweigend abgewiesen hatte. Dagegen lag ihm daran zu erfahren, ob er es wirklich mit dem Vater des Hauptmanns zu thun habe, der bestimmt schien, eine für ihn und sein Familienglück so bedenkliche Rolle zu spielen. Deshalb setzte er das Gespräch mit der Bemerkung fort: Ihre gütige Meinung von meinem Nessen läßt mich vermuthen, daß derselbe die Ehre hatte, Ihnen in Homburg bekannt zu werden.

Ja, ich lernte den Herrn Lieutenant von Willberg in Homburg kennen.

Dann darf ich fragen, ob Sie, Herr Geheimrath, in jüngster Zeit Nachricht über Ihren Herrn Sohn, den Hauptmann von Gerlow, empfangen haben?

Ueber ihn? — fragte der Hauptmann betreten — nein! aber von ihm vor einigen Tagen.

Dann befinde ich mich in der bedauerlichen Lage, Ihnen die Mittheilung von einem Ihrem Herrn Sohne zugestoßenen Unfall machen zu müssen.

Diese Mittheilung, obgleich sie mit größter Schonung erfolgte, versetzte den Geheimrath in sichtliche Besorgniß. Er ergriff die Hand des Herrn Welle und sagte mit bewegter Stimme: Ich danke Ihnen herzlich für



die Güte, welche Sie meinem Sohne beweisen; aber sagen Sie mir unverhohlen: steht das Leben meines Sohnes in Gefahr?

Nach der Ansicht des Arztes, nicht; und ein anderes Urtheil habe ich nicht.

Nach kurzem Bedenken sagte der Geheimrath: Ich würde Sie bitten, mich zu meiner Frau zu begleiten; aber ich muß zu einer Conferenz und habe keine Minute mehr zu verlieren. Sie werden mich sehr verpflichten, wenn Sie heute Mittag uns die Ehre erweisen wollten.

Herr Welle mußte die Einladung ablehnen, da er schon eine andere angenommen habe; aber er sagte zu, am Abend zu kommen.

Das Diner, zu welchem sich Herr Welle begab, fand bei einem reichen Fabrikanten, dem Cousin seiner Frau, statt. Die Tischgesellschaft bestand, außer dem Hausherrn, dessen Gattin und dem Herrn Welle, aus einem Eisenbahn-Director, einem städtischen Senator, einem Obergerichts-Anwalt, einigen Kaufleuten und Fabrikanten. Die Unterhaltung der Gesellschaft wandte sich alsbald den Tagesneuigkeiten zu, unter denen die Flucht des Lieutenant von Willberg obenan stand. Die Mittheilungen, welche über dieselbe gemacht wurden,



Wichen so stark von einander ab, daß der Senator, auf diesen Umstand sich stützend und die strenge Ueberwachung der mit aller Vorsorge gesicherten Untersuchungs-Gefängnisse hervorhebend, die Flucht überhaupt in Zweifel zog. Dadurch wurde Herr Welle veranlaßt, die Richtigkeit der Flucht zu versichern und die näheren Umstände derselben mitzutheilen. Man erschöpfte sich zunächst in Vermuthungen, welche die Dame sein könne, die mit romantischer Verwegenheit das Ideal ihrer Liebe den Händen der Gerechtigkeit entführte. Unter den stolzesten jungen Damen des Adels, wie unter den bescheidenen Töchtern des kleinen Bürgerstandes sah man sich nach der Heldin des Abentheuers um. Denn Lieutenant von Willberg hatte mit seinem offenen Wesen in allen Kreisen leicht Eingang gefunden und, wie man jetzt bemerkt haben wollte, auch, wahrscheinlich seiner politischen Umtriebe wegen, gesucht; und die Weiber hatten dabei, wie man meinte, den schönen und freundlichen Mann gewiß gern unterstützt.

Ich — sagte der Anwalt, ein noch junger Mann mit feinem Gesicht und klugem Auge — ich würde, als Untersuchungsrichter, den weiblichen Mantel und Hut für eine Attrape nehmen, welche die Aufmerksam-



keit von den eigentlichen Beförderern der Flucht ableiten soll.

Man fand diese Vermuthung höchst gescheidt, während einer der Kaufleute die Bemerkung machte: Die Flucht spricht dafür, daß der Lieutenant von Willberg sich schuldig fühlte und wahrscheinlich auch in die Verschwörung verwickelt ist, welche Stieber entdeckt hat.

Die große Verschwörung in Hannover — lachte der Anwalt — ein prächtiger Stoff für eine Posse! Herr Simon, Herr Meyer, Herr Sengstack, Herr Träler, natürlich auch Herr Sonntag, den Hut tief in die Augen gedrückt, in den Mantel gehüllt, den Revolver in der Faust, schleichen im Dunkel der Nacht zur geheimen Versammlung, um den Plan einer hannoverschen Vesper zu berathen — ha! ha! ha! ist das nicht eine köstliche Idee des Herrn Stieber! Aber schaden kann diese an sich höchst lächerliche Verschwörungsgeschichte nicht: sie wird die welfischen Agitatoren einschüchtern und die Masse des dummen Volkes erschrecken.

Es wird auch hohe Zeit — sagte ein Fabrikant — daß wir endlich zur Ruhe kommen, damit die Regierung ihre wohlwollenden Absichten ausführen kann und wir



Zum Genuß der Vortheile gelangen, welche uns die Vereinigung mit Preußen gewähren muß.

Worin bestehen diese Vortheile? — fragte Herr Welle.

Nun, die liegen auf der Hand — erwiederte der Fabrikant —. Wir werden ein gleiches Recht, gleiche Münze, gleiches Maaß und Gewicht, gleiche Post-, Eisenbahn- und Telegraphentarife, die Aufhebung aller Flußzölle und anderer Schranken des Handels und Verkehrs in Deutschland erhalten; diese werden dadurch außerordentlich gefördert werden und einen Aufschwung aller Gewerbe zur Folge haben.

Die Kleinstaaterei — fügte der Eisenbahn-Director hinzu — hat der Entwicklung des Eisenbahn- und Telegraphenwesens unendlich geschadet und auf diesen Gebieten, sowie auf denen des Verkehrs überhaupt so viel Zeit und Arbeitskräfte unnütz in Anspruch genommen, daß ihre Beseitigung schon deshalb nothwendig wurde.

Es ist sehr zu bedauern — sagte Herr Welle — daß der Regierung und dem König von Hannover diese Dinge nicht früher von zuständiger Seite gesagt worden. Aber die Herren Fabrikanten und Kaufleute waren meistens mehr darauf bedacht, Arbeiten und



Lieferungen für die Regierung zu erhalten oder es doch wenigstens mit derselben nicht zu verderben, als sie über die Bedürfnisse und Forderungen des Landes zu unterrichten. Ich sage das selbstverständlich ohne jegliche Beziehung auf irgend eine bestimmte Person: ich spreche nur eine allgemeine Erfahrung aus. Was die Kleinstaateri überhaupt betrifft, so konnte sie fallen, ohne daß die Selbstständigkeit der Kleinstaaten völlig vernichtet wurde. Ich meine, Preußen hätte, wenn es nicht die eigene Herrschaft, sondern die Einheit und Freiheit Deutschlands gewollt, diese und damit zugleich alle jene Vortheile für Handel, Verkehr und Gewerbe herbeiführen können.

Wir sind schon — entgegnete der Hausherr — mit der Einheit zufrieden: wir brauchen Arbeit und Brot für uns und unsere Arbeiter. Das ist das Nothwendigste und Erste. Wie uns das geschafft wird, ist sehr gleichgiltig.

Das mag sein — entgegnete der Anwalt —; aber leugnen läßt sich doch nicht, daß die kleinstaatlichen Höfe viele Anregungen gegeben, welche nicht nur der geistigen, sondern auch der materiellen Entwicklung der Nation förderlich gewesen sind. Der eine hatte Lieb-



haberei für die Kunst, der andere für die Wissenschaft und alle für den Luxus, welcher doch dem Gewerbe zu Gute kam.

«Ei, was nützen uns diese Lappalien! — rief ein Baumwollenfabrikant —. Wir müssen Alles in's Große treiben, uns auf die Massen werfen und diese consumptionsfähig machen. Unsere Loosung muß die Wohlfeilheit sein, welche nur der freie und erleichterte Verkehr in einem großen Absatzgebiete, also in einem Einheitsstaate bewirken kann. Deshalb bin ich stets für die deutsche Einheit gewesen.

Und ich habe stets geglaubt — warf Herr Welle ein —, daß vorzugsweise die idealen Güter der Nation zu der Einheit hindrängten und diese ohne die Verwirklichung jener wenig Werth habe.

Nicht die idealen Güter — bemerkte der Anwalt —, sondern die materiellen Interessen der herrschenden Klassen gestalten das politische und sociale Leben und bedingen den Gang der sogenannten Weltgeschichte. So ist es bei allen Nationen gewesen, die an den Kultur-Fortschritten gearbeitet. So bei den Griechen, den Römern, bei den romanischen und germanischen Völkern des Mittelalters trotz der Ideale des Schön-



Guten der Einen, der freien erdbeherrschenden Republik der Anderen und der romantischen Ritterlichkeit der Dritten. Wo nicht die materiellen Interessen herrschen, waltet die Willkür, die Laune, und der Kultur = Fortschritt hört auf, wie in den asiatischen Despotien. In den Kulturstaaten unserer Tage ist der höhere Bürgerstand mit seinem Reichthum und seinem Erwerbs = Genie die herrschende Klasse; der Bureaukratie = und Militäradel übt nur scheinbar die Herrschaft, arbeitet in Wahrheit aber für die Herren in den Comtoirs der Fabriken und der Börsen. Damit in Oesterreich diese Herren Raum gewinnen für ihre constitutionelle Herrschaft, mußte Graf Bismarck den dort dreigestaltigen Adel der Bureaukratie, des Heeres und der Kirche bei Sadowa niederwerfen; und damit in Deutschland Industrie und Handel freiere Bahnen gewinnen, mußte er Fürsten von ihren Thronen stürzen, Schleswig = Holstein, Hannover u. s. w. annectiren und den Norddeutschen Bund gerade so, wie er geworden, herstellen. Deßhalb preisen auch alle die Herren, welche ich an dieser splendiden Tafel zu sehen die Ehre habe, mit Ausnahme des Herrn Welle allein, den Grafen Bismarck als den größten Staatsmann, welchen Deutschland seit



einem Jahrhundert gehabt. Er ist eben ihr Staatsmann, so wenig er es selbst glauben mag.

So lassen Sie uns denn auch — sagte der Hausherr, das Champagnerglas erhebend — das Wohl des Grafen Bismarck mit dem Wunsche trinken, daß er bald auch das übrige Deutschland zwingen, sich unter die Fittige des preussischen Adlers zu flüchten.

Alle, nur nicht Herr Welle, stießen mit herzlichster Zustimmung an, während der Hausherr noch hinzufügte: „Es war auch hohe Zeit für Deutschlands Handel und Industrie, daß ein Bismarck kam, wenn man sein Stückchen Brot noch erwerben sollte.“ — Damit hob er die Tafel auf, an welcher die köstlichsten Speisen aus allen Erdtheilen und die feinsten Weine den befriedigten Gaumen der Gäste geboten worden.

Der Senator hatte das ganze Diner mit wahrer Andacht genossen und sich in dieser nur gestört, wenn er sich gedrungen fühlte wegen eines besonders seltenen und schmackhaften Leckerbissens der Hausfrau seine Ehrfurcht zu bezeugen. Erst der Dampf der edlen Havanna und der Duft des feinen Mokka erregte seinen Geist zur Theilnahme an der Unterhaltung.



Was würde — fragte er den Anwalt — wol unser Bennigsen dazu gesagt haben, wenn er Ihre Ansicht von der Gestaltung unserer jetzigen Zustände gehört hätte?

In seiner Betheiligung an derselben — erwiederte der Anwalt — hat er sich als einen Realpolitiker gezeigt, von dem ich glauben muß, daß er mir beigetreten wäre.

Das muß man gestehen — sagte der Senator — es war sehr geschickt, sehr praktisch von dem Herrn von Bennigsen, daß er sich sogleich bei der Occupation des Landes mit den preußischen Behörden in Beziehung setzte und sich mit denselben stets im besten Einvernehmen erhielt, um einen Einfluß für unsere Interessen geltend zu machen.

Und was — fragte Herr Welle — hat er dem Lande dadurch genützt? — Hat er bewirkt, daß unsere verfassungsmäßigen Organe ihre Rechte bei Begründung unserer neuen Geschichte geübt? — Hat er verhindert, daß über uns, wie über eine willenlose Heerde, verfügt wurde? — Hat er uns vor der Militär-Dictatur bewahrt, die über uns gesetzlos schaltet und waltet? — Hat er uns vor der Ueberbürdung mit Steuern und



vor der Ueberschwemmung mit Soldaten geschützt? — Hat er uns die Landes-Fonds erhalten? — Schlimmeres konnte uns nicht begegnen, als wir erfahren haben; und wahrscheinlich wäre Alles weniger schlimm gekommen, wenn sich kein Herr von Bennigsen eingemischt und seine Anklage gegen das Land im offenen Reichstage geschleudert hätte.

Wir sind — rief ein Kaufmann aus — mit Allem zufrieden, was Sie glauben tadeln zu müssen!

Sie und Ihre Gesinnungsgenossen — entgegnete Herr Welle — bilden nur eine kleine Zahl; das Volk aber in seiner großen Masse ist nicht damit zufrieden.

Das Volk, das einsichtslose Volk — sagte der Kaufmann verächtlich — begreift seinen eigenen Vortheil nicht.

Von den Vortheilten der preußischen Herrschaft — erwiederte Herr Welle — haben wir noch nichts gesehen, wol aber steht uns etwa eine Million höherer Steuern und eine Umwälzung aller unserer politischen und communalen Einrichtungen, die uns geläufig, bequem und lieb geworden waren, in Aussicht.

Das wird sich — entgegnete ein Fabrikant — Alles leicht ausgleichen, wenn Handel und Industrie einen neuen Aufschwung nehmen.



Ja wol! — sagte der Anwalt — dann wird auch der Arbeiter sein Brot finden; und viele Tausende, die jetzt den Herrn von Bennigsen steinigen möchten, werden ihn segnen, daß er zu der neuen Ordnung der Dinge kräftig mitgeholfen, und werden ihm zujubeln, wenn sie ihn einst an der Spitze der Regierung als deutschen Reichsminister sehen.

Es scheint — sagte der Senator — mir doch zweifelhaft, daß Bennigsen es so weit bringt, und noch zweifelhafter, daß er sich an einer solchen Stelle lange halten könnte. Er hat bis zu unserer Katastrophe einen idealistischen Zug für Recht und Freiheit gezeigt, der so stark war, daß er sich nicht ganz verweisen läßt. Seine jetzige entschieden realistische Politik ist kein Zeugniß seiner Stärke in dieser, sondern vielmehr der Schwäche in seiner früheren Ideal-Politik. Seine Real-Politik besteht im Grunde, wie die seiner ganzen Partei, nur in der Unterwerfung unter die vollendeten Thatsachen oder vielmehr unter die Macht. Das ist die Politik einer eingestandenen Ohnmacht, die zum Schleppträger der Gewalt, aber nicht zum Träger einer hohen, mächtigen, weltbewegenden Idee taugt. Bennigsen hat, abgesehen natürlich von der Phase eines



vorgeschrittenen Liberalismus, in welcher er mit seiner ganzen Zeit steht, die größte Aehnlichkeit mit dem Grafen Schwerin. Wie dieser, stellt er als Abgeordneter die liberalsten Forderungen auf; wenn er aber Hindernisse findet, mindert er seine Forderungen, um, wie er meint, nur Etwas zu retten, und rettet gewöhnlich den bloßen Schein, der weniger ist, als Nichts. Wie Graf Schwerin, wird auch Bennigsen, wenn er Minister werden sollte, mit der Ausführung freiheitlicher Grundsätze über tausend Bedenken, die ihm entgentreten, zögern und zögern, bis er aus dem Amte scheiden muß und die Dinge zurückläßt, wie er sie vorgefunden. Ich habe oft gehört, daß er der Bourgeoisie den Mangel an politischem Ueberzeugungs-Muth zum Vorwurfe machte; bei ihm selbst aber ist dieser Muth ebenso schwach, wie bei dem Grafen Schwerin, ja noch schwächer, weil er einen weiteren Gesichtskreis und deßhalb größere Neigung zum Diplomatisiren hat, als der pommerische Graf. Dasselbe Loos, wie diesem und den Altliberalen, wird, wie ich fürchte, auch dem Herrn von Bennigsen mit den National-Liberalen zu Theil werden: das Volk wird sie verlassen, weil sie das Volk verlassen haben. Ich sage das nicht, um Bennigsen herabzusetzen, dessen glänzende



politische Eigenschaften ich sehr hoch anschlage: ich will nur darauf aufmerksam machen, daß wir nicht erwarten dürfen, in ihm einst einen großen Staatsmann von schöpferischer Kraft zu sehen. Glücklicher Weise brauchen wir einen solchen auch nicht, nachdem Graf Bismarck die Sachen auf den rechten Fleck gebracht.

Um kurz auszusprechen — sagte Herr Welle — was Sie, Herr Senator, in milderer Weise umschrieben, so fehlt dem Herrn von Bennigsen die Entschiedenheit des politischen Charakters. Der Meinung bin ich auch. Er wird jetzt ein Doctrinär der Real-Politik, wie er früher ein Doctrinär der Ideal-Politik gewesen. Den Staatsmann in ihm hat Bismarck vollständig ruiniert durch seine Benutzung als Interpellant in der Luxemburger Angelegenheit. Wenn man mit aller Zuverlässigkeit durch die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ erfahren hat, daß Graf Bismarck selbst in Paris und im Haag die Abtretung oder den Verkauf Luxemburgs angeregt, und daß er schon zum Nachgeben bereit war, als er sich mit Herrn von Bennigsen über dessen Interpellation verständigte, um in dem Reichstage eine dramatische Scene aufzuführen, die auf denselben einen Druck ausüben sollte: dann erscheint der düpierte Herr von Ben-



nigsen in einer so komischen Rolle mit seinen hochpatriotischen Phrasen, daß er kaum noch auf eine staatsmännische Zukunft rechnen darf. Von unseren hannoverschen Politikern dürfte Herr von Münchhausen vor Allen noch eine staatsmännische Zukunft haben, wenn er sich wieder auf das Gebiet der Politik begeben will. Entschieden in seinem politischen Charakter, liberal in seinen Ansichten, ausgestattet mit reichen Erfahrungen und Kenntnissen auf allen Gebieten der Politik, mit praktischem Takte vermittelnd zwischen Idealismus und Realismus, ist er bereits ein Staatsmann der nächsten Zukunft, welche sich von dem roh-realistischen Macchiavellismus der Gegenwart los sagt. Herr von Münchhausen ist eine deutsche Eiche, auf ureigenem Boden erwachsen. Um ihre kräftigen Aeste und reichen Zweige hat sie ein herrliches Laubdach gebildet, „zum Schatten gegen Sonnenbrand“, und nach manchem Sturme steht sie unerschüttert, wie zuvor. Herr von Bennigsen ist eine auf dem Boden der Volksgunst rasch und stolz emporgeschossene Tanne, welcher der erste über sie gekommene schwere Sturm die herrliche Krone knickte. Die Krone heißt Recht und Freiheit; und sie wächst nie wieder.



Die ganze Gesellschaft schickte sich an, ihren Widerspruch zu erheben, der Anwalt aber behielt das Wort, indem er entgegnete: Es war doch wahrhaftig keine staatsmännische That Ihres Herrn von Münchhausen, eine ganz aussichtslose Adresse gegen die Annexion nach Berlin zu tragen, dem König gegenüber eine verzweifelnde Ergebung in das Geschick des Landes zu erklären und dann doch an der Spitze einer Koalition aus den disparatesten Elementen vom absolutistischen Reactionär bis zum republikanischen Demokraten der Regierung Opposition zu machen.

Wenn — antwortete Herr Welle — es nach Ihren Begriffen unstaatsmännisch ist, etwas zu unternehmen, das den beabsichtigten Erfolg nicht hat: so werden Sie doch zugestehen, daß der Schritt des Herrn von Münchhausen mannhaft und ehrenhaft war; und Staatsmänner, die solcher Schritte fähig sind, werden wir gebrauchen, wenn die Aera weibischer List, unmännlichen Luges und Truges und dreister Vergewaltigung vorüber ist. Was die Resignation des Herrn von Münchhausen betrifft, so wissen sie ebenso gut wie ich, daß die betreffende Aeußerung nur tendenziös von Ihrer servilen Presse dahin gedeutet worden, daß derselbe sich fortan jeder



politischen Thätigkeit begeben wolle. Eine solche Resignation war eine Unmöglichkeit für einen Mann, der so, wie Herr von Münchhausen, die Fähigkeit und den Willen hat, seinem Vaterlande zu dienen. Und daß er sich an die Spitze einer Koalition gestellt, machen Sie ihm zum Vorwurf? — Das hat er nicht gethan, sondern er hat sich nur bereit erklärt, eine Wahl anzunehmen, die ihm als Anerkennung dafür entgegengetragen wurde, daß er den politischen Gesinnungen und Gefühlen der großen Mehrzahl des hannoverschen Volkes einen unzweideutigen Ausdruck gegeben. Wenn das Comité, welches seine Wahl betrieb, aus einer Koalition verschiedener Elemente bestand, so konnte ihm das gleichgiltig sein, wenn nur das Programm desselben seinen politischen Ansichten entsprach. Die Koalition hat übrigens nicht nur ein liberales Programm aufgestellt, sondern sich auch nach demselben auf dem Reichstage gehalten, während Ihr Parteiprogramm von Ihren Abgeordneten auf dem Reichstage schmählich zerrissen wurde. Ihre Partei, meine Herren, mag doch um Gotteswillen schweigen, wenn von politischer Treue und Consequenz die Rede ist! Und hat Ihre Partei nicht auch die verschiedenartigsten Elemente in sich auf-



genommen? — Ja, ich zweifle nicht, sie hätte mit Freuden die ganze Koalition begrüßt, wenn dieselbe sich ihr hätte anschließen wollen! Warum sollten denn die Liberalen, denen sich die früheren Reactionäre und Demokraten angeschlossen, diese zurückweisen?

Der Senator hatte, während Herr Welle sprach, seine Tasse geleert, seine Cigarre abgeraucht, sich noch eine zweite von dem edeln Kraut angezündet und dann leise sich dem Hausherrn verabschiedet; der Anwalt hatte mit dem sprechsfähigsten der Kaufherrn eine Sonderunterhaltung angeknüpft; und die übrigen Herren hatten wenigstens augenblicklich keine Gründe zur Hand, um den Herrn Welle zu bekämpfen. So trat eine Pause der Unterhaltung ein, die Herr Welle benutzte, um die Gesellschaft zu verlassen und mit einigen geschäftlichen Besorgungen die Zeit bis zum Abendbesuche bei der Gerlow'schen Familie auszufüllen.

In dieser sah sich Herr Welle mit ungezwungener, von der Dankbarkeit eingegebener Herzlichkeit empfangen. Das Gespräch verweilte in der natürlichsten Weise zunächst bei dem Unfalle, welcher dem Sohne und Bruder zugestoßen, und bei dem Zustande, in welchen er durch denselben versetzt worden war. Herr Welle suchte



zwar zu verbergen, daß bei seiner Abreise dem Leidenden das Bewußtsein noch nicht zurückgekehrt war; aber die besorgten Fragen der Mutter nöthigten ihm doch diese Mittheilung ab. Die Bestürzung darüber stand auf den Gesichtern Aller zu lesen, und erst nach einer längeren Pause wurde das Gespräch von dem Geheimrath wieder aufgenommen. Dieser äußerte sein Bedauern darüber, daß der Unfall seines Sohnes dem Welle'schen Hause zur viel schwereren Belästigung und Beunruhigung gereichen müsse, als er gefürchtet habe; und Frau von Gerlow fügte hinzu, daß ihre Verpflichtungen zum Danke sich steigerten. Herr Welle dagegen versicherte, daß die Einrichtungen seines Hauses der Art seien, um die Pflege des Leidenden durchaus nicht als eine Last empfinden zu lassen. Einige Fragen der Frau von Gerlow, obgleich sie ihren Zweck nur leise streiften, ließen doch Herrn Welle merken, daß dieselbe zu erkunden wünsche, ob es in seinem Hause zur Unbequemlichkeit gereichen würde, wenn sie oder ihre Tochter zur Pflege des Kranken seine Gastfreundschaft in Anspruch nähme. Herr Welle kam ihr sogleich entgegen, indem er bemerkte, daß es zur allseitigen Beruhigung dienen würde, wenn eine der Damen die



Beziehung der Familie zu dem Kranken herstellen wolle. Der Geheimrath und seine Gattin gingen lebhaft auf den Gedanken ein, ihre Tochter Elisabeth nach Ellernhof zu senden; Elisabeth aber versicherte dem Herrn Welle, daß sie in der bescheidensten Weise seine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen und sich bemühen werde, das Wohlwollen seiner Gattin zu gewinnen, wie sie der Freundschaft seiner Tochter gewiß sei. — Es wurde verabredet, daß Elisabeth sogleich in Begleitung des Herrn Welle die Reise am nächsten Vormittage antrete. Das Gespräch ging dann auf Richards Flucht über, für welchen Frau von Gerlow die lebhafteste Theilnahme und den Wunsch äußerte, daß er glücklich ankommen möge; worauf der Geheimrath scherzend bemerkte, daß sie, wenn sie Hannoveranerin wäre, einen solchen Wunsch in seiner Gegenwart nicht hätte äußern dürfen ohne die Gefahr, nach Minden geschickt zu werden.

Daran knüpfte sich eine Unterhaltung über die Zustände und Stimmungen des Landes. Diese, bemerkte Elisabeth, habe sie Gelegenheit, in den Beziehungen zu Handwerkern und Arbeitern, besonders aber zu den Verkäuferinnen auf dem Markte kennen zu lernen. Die Letzteren besonderskehrten nicht nur ein noch



schrofferes und abstoßenderes Wesen heraus als die Ersteren, sondern ließen sich auch alle Verkaufs-Gegenstände theurer bezahlen, wenn sie merkten, daß sie es mit Preussinnen zu thun hätten. Wagten diese etwa die Bemerkung, daß der Preis doch ein gar zu hoher sei, dann bekämen sie sicherlich die Erwiederung: „Für Sie habe ich es nicht wohlfeiler! Wenn es Ihnen hier zu theuer ist: warum sind Sie hergekommen? — wir haben Sie nicht gerufen!“ — Werde darauf etwa eine Entgegnung versucht: sogleich erhebe die ganze Schaar der benachbarten Verkäuferinnen einen Zuruf spottender und höhrender Bemerkungen, vor denen man sich eilig nach einer entfernteren Stelle des Marktes flüchten müsse, um überhaupt noch seinen Zweck zu erreichen.

Herr Welle wollte seine unhöflichen Landsmänninnen entschuldigen; aber der Geheimrath sowol, wie seine Gattin überhoben ihn dessen. Sie sprachen das volle Verständniß für die Empfindungen aus, mit denen die Hannoveraner hier die Preußen sehen mußten; und daß diese Empfindungen in den ungebildeteren Ständen einen gehässigen Ausdruck annehmen, schien ihnen um so entschuldbarer, je strenger mit Strafen dagegen eingeschritten würde. In Preußen, bemerkte Elisabeth,



würde sich das Volk ganz ebenso betragen, wenn etwa die Oesterreicher dasselbe zum Zwecke der deutschen Einheit gewaltsam annectirt hätten. Der Geheimrath ließ darauf nicht undeutlich merken, daß auch er nicht den Weg der Annexionen für den glücklichsten und sichersten zur wirklichen deutschen Einheit halte. Aber einmal betreten, könne Preußen ihn nicht wieder verlassen, ohne sich selbst zu Grunde zu richten und Deutschland in ein unabsehbares Wirrsal zu stürzen. „Wenn man bei uns“ — fügte er hinzu — „allgemein den Widerwillen vorausgesehen hätte, mit welchem Hannover den Anschluß an Preußen betrachtet, so hätte man denselben vielleicht nicht vollzogen. Aber man fand hier nach der Occupation ein so bereitwilliges Entgegenkommen von gewissen Seiten und im Allgemeinen eine so große Fügsamkeit, daß man die gänzliche Einverleibung sogar für einen Wunsch der großen Mehrzahl der Hannoveraner hielt. Je mehr man sich jetzt darin getäuscht sieht, um so größer ist in Berlin der Unmuth über die Haltung der Hannoveraner. Gesteigert wird derselbe besonders durch das Betragen Ihres Adels gegen unsere höheren Beamten und Offiziere.“



Ich weiß wohl — bemerkte Herr Welle — daß unser Adel, soweit ihm seine amtlichen Verhältnisse nicht ein Anderes gebieten, sich gegen alle gesellschaftlichen Beziehungen zu jenen Herren abschließt; aber ich meine, man hätte das von selbstbewußten Männern erwarten müssen. Wir werden wie Unterworfenen behandelt, denen ihr Loos ohne ihr Zuthun bereitet wird. Das schwere Unrecht, die Vergewaltigung, welche wir dadurch erleiden, muß bittere Empfindungen wecken; und diese regen sich unwillkürlich gegen Jeden, der an der Ausübung dieser Vergewaltigung im höheren oder geringeren Maße Theil nimmt. Wie können wir uns da der Geselligkeit mit preussischen Beamten und Offizieren unbefangen hingeben? — Wir müßten Heuchler oder das männliche Selbstgefühl in uns weniger stark sein, als die Herren selbst von Denen wünschen sollten, welche sie ihres gesellschaftlichen Umganges würdigen.

Da kennen Sie — entgegnete der Geheimrath — meine preussischen Landsleute nicht. Die Meisten derselben sind so stark in ihrem Selbstbewußtsein, daß nie der Zweifel daran in ihnen aufkommt, andere Deutsche ihres Standes müßten sich durch ihr freundliches Ent-



gegenkommen so geehrt fühlen, um dasselbe unter feinen Umständen abzuweisen.

Dann ist es um so besser, daß sie an uns eine andere Erfahrung machen — sagte Herr Welle, welcher in der von feinen Voreingenommenheiten beherrschten Unterhaltung ganz vergaß, daß er Einen der preußischen Beamten vor sich hatte, über die er sich so rücksichtslos äußerte.

In dem Briefe, welchen er noch mit dem Nachtzuge absandte, um seine Gattin und Tochter von der Befreiung Richards und von dem Besuche, den sie zu erwarten hatten, zu unterrichten, sprach er auch, voll des Lobes von der Familie Gerlow, das Bekenntniß aus, daß er im Kreise derselben keinen Augenblick empfunden habe, unter Preußen zu sein.

---



## Viertes Kapitel.

---

Von der Flucht Richards waren Frau Welle und Marie bereits genauer unterrichtet, als sie es durch den Brief des Vaters werden konnten.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als dieser Brief geschrieben wurde, hatte Marie das Krankenzimmer verlassen. Sie trug ein doppelt beseligendes Gefühl in der Brust — das eines sicheren Anzeichens der Wiedergenesung des Geliebten und das Bewußtsein, geliebt zu werden. Derselbe Augenblick hatte ihr dies zwiefache Glück geschenkt, das jedes für sich schon herrlich genug, um ein liebendes Mädchenherz in einen Rosengarten zu verwandeln, der träumerisch seine Blumen und Knospen zu dem warmen Morgensonnenschein emporblicken läßt, während es in ihm von wunderbaren Harmonien klingt und singt und ein ätherischer Duft ihn umwallt.



Marie hatte die Wärterin zur Ruhe geschickt, um sich nach einigen Stunden von der Wache bei dem Kranken ablösen zu lassen. Dieser war anfangs noch von lebhaften Phantasien, die aber nichts Beängstigendes hatten, bewegt worden. Bald schien er eine schöne Musik zu hören und sprach wie zu einer geliebten Person, daß er sich nie beseligter fühle, als wenn er im Widerschein ihres Auges lese, wie diese edlen Harmonien in ihrem und in seinem Herzen die gleichen Empfindungen weckten. Dann schien er ein schönes Gemälde zu betrachten. Er pries die natürliche Gruppierung, die reinen edlen Formen und den wahren, lebensvollen Ausdruck, der weder zu viel, noch zu wenig für das Verständniß gebe. „Sieh!“ — schloß er nach einer Pause, in welcher er eine Zwischenrede gehört zu haben schien — „wie gleich wir denken und empfinden, theures Mädchen. Wie du sagst: „Raphael ist der Mozart in der Malerei“ — habe ich oft gesagt: „Mozart ist der Raphael in der Musik; und das ist doch dasselbe.“ — Die Worte des Kranken folgten einander zwar nicht im raschen Flusse, aber doch so zusammenhängend, daß Marie, die ihnen aufmerksam lauschte, ihr volles Verständniß gewann; und



aus der Ruhe und Klarheit in den Phantasien des Kranken schloß sie, daß der geordneteren geistigen Thätigkeit eine glückliche Umstimmung der physischen Organe vorausgegangen sein müsse. Diese schienen aber an dem letzten Bilde des Kranken ihre Kraft erschöpft zu haben. Er wurde ganz ruhig; und Marie glaubte, aus seinem Zustande entnehmen zu können, daß er zum ersten Male seit seinem unglücklichen Sturze eines wirklichen, ungestörten Schlafes genoß. Darüber vergingen fast einige Stunden. Marie war im Begriff, sich zu entfernen, um die Wärterin zu wecken. Da richtete der Kranke, nach einigen lebhaften Handbewegungen, sich plötzlich im Bette auf. Wie erstaunt, überflog er mit raschem Auge das Zimmer, wandte sich dann zu Marie und sagte: So war es mehr als Traum, wenn ich Sie an meiner Seite sah, wenn ich Ihrer süßen Stimme mit Entzücken lauschte, wenn Ihr seelenvoller Blick mir in's tiefste Herz drang! — Ich war wol krank, recht krank? — Mir dünkt, ich hätte auch das zuweilen gefühlt. O, reichen Sie mir die liebe Hand, die meiner sorglich gepflegt.

Marie erfüllte seinen Wunsch, indem sie mit freudig bebender Stimme sagte: Sie dürfen sich nicht



aufregen, Herr von Gerlow; der Arzt gebietet die größte Ruhe.

Er führte ihre Hand zu seinen Lippen, indem er sprach: Theure Marie, nennen Sie mich nicht mehr mit dem Namen, den auch der Fremdeste mir giebt. Lassen Sie mich fortan aus Ihrem lieben Munde nur den Namen „Hermann“ hören, mit dem mich Vater, Mutter und Schwester rufen und Alle, die ich liebe und die mich lieben. Und ich liebe Dich, Marie! Liebst Du auch mich? —

Ueberwältigt von dem seligen Glücke, das so unerwartet schnell über sie gekommen, sank Marie neben seinem Bette auf ihr Knie, blickte ihm mit strahlendem Auge in das schöne blasser Gesicht, sagte leise: „Ich liebe Dich, Hermann!“ — drückte einen flüchtigen Kuß auf seine Stirn und eilte hinaus.

Noch hielt er das Auge auf die Thür geheftet, durch welche die Geliebte entschwunden war, als die Wärterin eintrat und sagte: „das gnädige Fräulein läßt Ihnen, Herr Hauptmann, eine gute Nacht wünschen und Sie bitten, sich ruhig, recht ruhig zu verhalten.“ — Schweigend nickte er der Wärterin seine Zustimmung zu und sank auf das Kissen zurück.



Als Marie mit dem Herzen voll unaussprechlicher Seligkeit, wie in einen Traum versunken, sie wußte selbst nicht, wie lange gestanden und in die Flamme des Lichtes geblickt hatte, pochte es leise an ihrem Fenster. Sie horchte auf. Es pochte wieder und zugleich hörte sie mit unterdrückter Stimme „Marie! — Marie!“ — rufen. Sie erkannte die Stimme, öffnete rasch die Läden und das Fenster, und kaum hatte sie Zeit, einen Schritt zurückzutreten, als auch schon Cousin Richard im Zimmer stand.

Wie glücklich — sagte er, während Marie Fenster und Läden wieder schloß — daß Du noch wach bist, und ich den Schimmer des Lichtes durch die Spalte der Läden sah! Ich bin schon einige Male um das ganze Haus geschlichen, um zu sehen, ob ich unbemerkt hinein gelangen könnte.

Du bist also auf der Flucht? — fragte Marie.

Gewiß, meine liebe Marie! Sonst wäre ich schwerlich hier. Aber ich will Dich nicht lange vom Schlafe abhalten; Du bist ohnehin zu spät auf: es ist schon nach Mitternacht. Und ich bin auch abscheulich müde, aber auch hungrig und durstig.



Nun, das Alles sind Bedürfnisse, für deren Befriedigung ich sorgen kann, wenn Du mir behülflich sein willst — sagte Marie, indem sie den Leuchter ergriff und, von Richard begleitet, das Zimmer verließ.

Bald saßen in einem der Fremden-Zimmer, welches Richard selbst sich ausersehen hatte, dieser vor einem reichlichen Mahle kalter Küche, und Marie ihm gegenüber, aufmerksam der Erzählung von den Ereignissen seiner Flucht zuhörend.

Wir haben ihn auf dieser begleitet bis zur Ankunft bei seinem Freunde Elsen. Hier — berichtete Richard weiter — schien ich ungestört bleiben zu können, bis alle Vorbereitungen zu meiner weiteren Flucht über die Grenze getroffen waren. Um meinen Aufenthalt im Hause wußte Niemand außer Elsen, dessen Frau und einem alten Diener, der in unserer Schwadron gedient hatte und treu ist, wie es nur ein alter Husaren-Gaul sein kann. Er versah mich mit allem Nöthigen, ohne daß es sonst Jemand im Hause merkte. Zur Vorsicht hatte Elsen mir ein Zimmer angewiesen, von dem aus ich das Hofthor stets im Auge haben konnte. Und das war weise. Kurz nach dem Mittagessen war ich heute eben im Begriff, über Cooper's



„Spion“ — ich glaube, das einzige poetische Werk, welches Elsen besitzt — ein wenig einzunicken, als ich Wagen heranrollen höre. Ich blicke auf mein Hofthor, und da habe ich die Bescheerung! So wie der erste Wagen in das Thor einbiegt, sehe ich zwei Bajonettspitzen über den Schlag herausleuchten. Ich warf Büchse und Jagdtasche über die Schulter, stürze in den Garten und durch diesen, immer gedeckt von Ge-  
sträuch, in den Park, von dessen Anhöhe aus ich mich erst nach meinen preußischen Landsleuten umsehe. Da sich Nichts im Garten regt, durchheile ich noch schleunigen Schrittes den Park und setze dann ruhiger meinen Weg durch den Wald fort zu Elsen's Förster. Diesen braven Mann sandte ich auf Rundschau über den Gang der Jagd aus. Er brachte die Nachricht zurück, daß die preußischen Spürnasen eben den Garten nach dem edlen Wilde abgesucht hatten und im Begriffe waren, sich im Parke auszubreiten. Von diesem aus konnten sie leicht nach dem Försterhause hinspüren. Dort also durfte ich meinen Stand nicht behalten; ich mußte wechseln. Kurz entschlossen, trat ich auf Euer Revier über; und ich denke, sie werden meine Fährte ganz verloren haben. Denn immer durch den Wald



hin, ohne Weg und Steg bin ich über Höhen und Thäler gezogen, daß es fast ein Wunder ist, mich glücklich hergeäugt zu haben.

Hier — sagte Marie — wirst Du nun Dir Rast gönnen dürfen, bis die Flucht zur Grenze gesichert ist. Da der Hauptmann von Gerlow krank in unserem Hause liegt, wird in diesem Niemand einen Flüchtling suchen.

Ist dieser Hauptmann ein Verwandter Elisabeths?

Ihr Bruder, der ehemalige Assessor.

Das ist sehr glücklich! ich meine nicht, daß er krank, sondern daß er Elisabeths Bruder ist. Du wirst dadurch gewiß Gelegenheit finden, mit Elisabeth in Briefwechsel zu treten; und ich werde, wenn ich die Grenze überschritten, nicht unterlassen, meine liebenswürdige Cousine davon brieflich zu unterrichten. Sie wird mir vielleicht gestatten, einige Zeilen an Elisabeth beizulegen. Ein Mann soll zwar nicht eines Mädchens Preis vor den Ohren eines anderen Mädchens singen und noch weniger von seiner Liebe sprechen; aber meine schöne Cousine ist schön genug, um neidlos zu sein. Dir, liebe Marie, darf ich sagen, daß ich Elisabeth



Von ganzer Seele, innig und glühend liebe. Und hat ihre Treue nicht um mich ewige Treue verdient!

Horch! — sagte Marie aufmerkend — pocht es nicht an der Hausthür? — Was mag es sein? —

Sie eilte den Corridor entlang, warf einen Blick zum Fenster hinaus und flog zurück in das Zimmer zu Richard. Es sind — sagte sie mit allen Zeichen des Schreckens — Soldaten vor der Thür und begehren Einlaß: sollten sie Dich suchen?

Ohne Zweifel — erwiderte Richard ruhig.

Dann bist Du verloren! Ich weiß keinen Versteck im Hause, wo sie Dich nicht auffinden könnten.

Sei unbekümmert! ich muß nur einige Zeit gewinnen. Deßhalb schließe die Thür dieses Zimmers, stecke den Schlüssel zu Dir und gieb ihn nicht eher heraus, als bis man Anstalten trifft, die Thür zu erbrechen. Und nun geh' zur Mutter und stehe ihr bei im Empfange der ungebetenen Gäste! Wann wir uns einmal wiedersehen, weiß der Himmel. Inzwischen lebt wohl, Du und Deine Eltern! — Mit diesen Worten umarmte Richard seine Cousine und führte sie, die zögernd stand und willenlos folgte, zur Thür hinaus.



Marie eilte zu der Mutter, welche, durch das Pochen an die Thür geweckt, sich bereits angekleidet hatte und nun mit der Tochter, in Begleitung eines Dieners ging, um die ungestümen Gäste zu empfangen. Als die Thür von dem Diener geöffnet worden, trat ein Polizei-Inspector und ein Offizier ein. Der Erstere theilte in höflicher Weise mit, daß ihm der Auftrag geworden, unter militärischem Beistande — indem er auf den Offizier deutete — Haussuchung nach dem flüchtigen, eines Staatsverbrechens verdächtigen Lieutenant von Willberg zu halten. Frau Welle erwiederte, daß sie sich jeder gesetzlichen Anordnung unterwerfe, fragte, ob der Herr Polizei-Inspector mit einem richterlichen Befehl zur Haussuchung versehen sei, und machte darauf aufmerksam, daß nach hannoverschen Gesetzen nicht der Beistand eines Militärs, sondern der eines Ortsvorstehers erfordert werde.

Gnädige Frau — sagte der Inspector — ich bedaure, daß Hannover sich in einem Ausnahmezustand befindet, in welchem die Beobachtung der hannoverschen Gesetze uns zur Unmöglichkeit geworden.

Von einem solchen Ausnahmezustand — entgegnete Frau Welle — ist mir nichts bekannt, vielmehr hat



Ihr König uns feierlich sein Wort gegeben, daß wir nach den Gesetzen unseres Landes regiert werden sollen.

Die jugendliche Ungeduld des Offiziers, eines Lieutenants, hatte die Verzögerung schon auf eine schwere Probe gestellt. Die Aeußerung der Frau Welle aber, welche nicht die vollste Ehrerbietung für seinen König, dessen Abglanz doch von ihm selbst ausstrahlen mußte, zu athmen schien, ließ vollends seinen kriegerischen Unmuth hell aufflammen. Mit dem ernstesten Nachdruck sagte er: Das Wort eines Königs von Preußen, eines Hohenzollern, ist stets heilig und unverbrüchlich gehalten worden. Uebrigens — fügte er, auf die blitzenden Gewehre und Pickelhauben vor der Thür deutend, hinzu — haben wir die Macht, unserem Willen Gehorsam zu verschaffen.

Ist das auch Ihre Meinung? — wandte sich Frau Welle an den Inspector; und auf dessen Antwort, daß er seinen Auftrag vollziehen müsse — sagte sie: Nun, ich gehorche nur dem Recht und Gesetz und überlasse Ihnen, sich der Gewalt zu bedienen. — Mit diesen Worten hatte Frau Welle sich abgewandt und mit ihrer Tochter in ihr Schlafzimmer zurückbegeben. Den Diener aber, der seiner Herrin folgen wollte, hatte der



Inspector mit den Worten zurückgehalten: „Lieber Freund, Sie müssen bleiben und uns in dem Hause herumführen.“ — Frau Welle, welche die Aufforderung noch vernommen, gebot dem Diener, sich der Gewalt zu fügen. Nun begann die Durchsuchung der Räume, nachdem die Soldaten, welche schon um das Haus herum aufgestellt worden, auch innerhalb desselben so vertheilt waren, daß Niemand den Blicken der Suchenden entgehen konnte.

Marie harrete in zitternder Spannung des Augenblicks, wo man den Schlüssel zu dem Zimmer fordern werde, in welchem sie Richard zurückgelassen hatte. Bald kam in der That der Diener mit der Meldung, daß der Polizei-Inspector gedroht, die Thüre zu dem Fremdenzimmer einschlagen zu lassen, wenn ihm dieselbe nicht sogleich geöffnet werde. Marie, welche es nicht über sich gewonnen, die Mutter von Richards Anwesenheit im Hause und von der Gefahr zu unterrichten, der er nicht mehr entfliehen zu können schien, bemerkte, daß sie den Schlüssel habe, und schwankte zum Zimmer hinaus, erdrückt von dem entsetzlichen Gefühl, den lieben Freund in die Hände seiner Verfolger geben zu müssen. Aber sie war entschlossen, sich



die schwere, gehässige That nicht zu ersparen, um Richard an einem nutzlosen Widerstande zu hindern, zu welchem sein Ungestüm ihn hinreißen konnte. Zögernd, mit zitternder Hand drehte sie den Schlüssel; ebenso zögernd öffnete sie die Thür und trat langsam über die Schwelle, als könnte die Secunde noch das drohende Geschick von dem verbehtnten Haupte des Flüchtlings abwenden. Ein Strahl der Hoffnung durchzuckte sie schon, als sie das bei Richard zurückgelassene Licht ausgelöscht fand; und die Hoffnung steigerte sich, als sie, nachdem der Diener mit der Leuchte eingetreten war, nicht in das starre Auge eines Verfolgten zu blicken brauchte. Aber wo konnte Richard geblieben sein? — Durch das Fenster war er nicht entflohen: es war verschlossen. Sollte er sich in dem großen eichenen Rococo-Schrank oder in den Betten versteckt haben? — Ein Anderes war kaum denkbar; und eine neue Beängstigung trieb das Blut zu dem pochenden Herzen. Der Polizei-Inspector, nachdem er das Auge in alle Ecken des Zimmers hatte schweifen lassen, trat zunächst an das Fenster und untersuchte, ob die Läden desselben verschlossen waren, dann blickte er in den leeren Schrank und unter das Bett, endlich ließ er die Betten aus dem Gestell



nehmen: nirgend eine Spur des Gesuchten. Schon im Begriffe zu gehen, trat er rasch an den Tisch. Jetzt erst bemerkte Marie, daß Wein, Huhn und Brot, welche sie Richard vorgesetzt hatte, verschwunden waren; und sie athmete aus entlasteter Brust. Nur Richard konnte den Tisch geleert haben; und dann hatte er einen Rückzug genommen, der ihn aus dem Bereiche dieses Zimmers geführt.

Der Polizei-Inspector roch an dem leeren Weinglase, beschaute genau die auf dem Tische liegenden Messer und Gabel und sagte dann, den Blick fixirend auf Marien gewandt: „Hier ist soeben gespeist worden.“ — Marie durchflog eine Bahn von Vermuthungen über Richards Verschwinden und überhörte die Bemerkung des Inspectors. Dieser, als er keine Antwort erhielt, zweifelte nicht mehr, daß Richard hier gewesen und wahrscheinlich noch im Hause war. Aus dem Zimmer konnte er nur durch eine geheime Thür entkommen sein. Diese zu entdecken, pochte er mit dem Degengefäß an alle Wände, aber kein hohler Wiederhall, sondern der harte Stein nur antwortete; er stieg selbst in den großen Schrank und forschte hier nach einer Thür; aber vergebens. Ha! ersichtlich hatte die Decke



des Schranfes eine Vertiefung und die Seiten desselben waren mit hoch emporragenden Verzierungen umfränzt. Dort mußte der Flüchtling einen Versteck gefunden haben. Der Versuch, von einem Stuhle aus auf die Decke des Schranfes zu blicken, mißlang: dieser war zu hoch. Mittels einer kleinen Leiter wurde endlich das Ziel erstiegen. Der Inspector starrte verzweifelt in eine leere Höhlung. Da Marie sogleich bei seinen sorgfältigen Wand-Untersuchungen das Zimmer verlassen hatte, sah er sich mit dem Offizier allein. Haben Sie bemerkt — wandte er sich an diesen mit leiser Stimme — wie verlegen die junge Dame wurde, als ich meine fein combinirte Entdeckung machte?

Sie schwieg — erwiderte der Offizier —; und das war Eingeständniß genug. Werden Sie das Fräulein nicht verhaften, um sie zu einem Bekenntniß zu nöthigen?

Das wäre das Gescheidteste, aber so weit geht mein Auftrag nicht. Indem ich die Durchsuchung fortsetze, müssen wir dies Zimmer streng im Auge behalten; und Sie, Herr Lieutenant, lassen wol vor demselben einen Posten aufstellen.

Das ganze Haus war auf's Sorgfältigste von den Kellern bis zu den Böden durchsucht worden, und nur



bei dem Zimmer des kranken Hauptmanns hatte der Inspector sich damit begnügt, einen Blick hineinzuwerfen. Alles vergeblich: der Gesuchte war nicht gefunden worden. Der Inspector aber war von dessen Anwesenheit im Hause überzeugt. Er bat den Offizier zu bleiben und die Bewachung des Hauses fortsetzen zu lassen, während er selbst nach der Stadt zurückfuhr, um dem Polizei-Director über die Ausführung des ihm gewordenen Auftrages und über seinen Argwohn Bericht zu erstatten.

Der Polizei-Inspector hatte noch nicht das Haus verlassen, als Richard vorsichtig die Thür des Schrankes von Innen öffnete, leise heraustrat, zur Thür des Zimmers schlich, unhörbar den Riegel des Schlosses vorschob und sich ermüdet auf das Bett warf, um, trotz der über ihm schwebenden Gefahr, in einen festen Schlaf zu versinken.

Das jetzige stattliche Herrenhaus hatte des Herrn Welle Vater vor etwa 60 Jahren, als er das Gut gekauft, an der Stelle des verfallenen Wohnsitzes der früheren Besitzer erbaut. Diese hatten, da ihre Burg im dreißigjährigen Kriege zerstört worden war, auf den Fundamenten derselben einen nothdürftigen



Neubau errichtet, welcher der zerstörenden Zeit nicht lange trozen konnte. Als man bei dem Abtragen dieses Baues auf das Fundament der alten Burg gekommen, entdeckte man in demselben einen unterirdischen, ausgemauerten Gang, der ganz wohl erhalten, bis zu dem Weiher im Parke führte. Es war die Franzosenzeit, in welcher ein sicherer Versteck sich für Menschen und Sachen wol dienlich erweisen konnte. Der Bauherr beschloß, den Gang zu erhalten. In der Mitte desselben ließ er eine starke Thür einfügen, welche ihn nach Außen abschloß; über seinen Eingang, der in einem Zimmer lag, wurde ein mächtiger Rococoschrank, einst ein Prachtstück der früheren Besitzer, gestellt, dessen Boden zu einer auf einen Federdruck sich bis zur Treppe des Ganges senkenden Fallthür hergerichtet worden. Den geheimen Gang mit seinen Vorrichtungen hatte man glücklicher Weise nie benutzen brauchen; und er war schon wieder der Vergessenheit verfallen. Richard, als Knabe in dem Weiher badend, entdeckte den Eingang, obgleich dieser von einem dichten Gesträuch dem Blicke entzogen war. Der Zauber, welcher einen unterirdischen Gang für den auf Abentheuer begierigen Sinn des muthigen Knaben umschwebte, ließ diesen



nicht ruhen, bis er das ganze Geheimniß kannte. Oft genug hatte der Gang ihm gedient, um beim Versteckspiele wunderbar für seine Genossen zu verschwinden und ebenso wunderbar wieder zu erscheinen, ohne zu ahnen, daß er einst einem preußischen Polizei-Inspector das gleiche Wunder als unerklärliches Räthsel vorlegen sollte.

Richards Absicht war es, wie man denken kann, sicherlich nicht gewesen, das Schicksal in der Uniform eines preußischen Polizei-Inspectors herauszufordern und deshalb kehrte er sicherlich nicht durch den schwarzen Rocoschrank in das augenblicklich von der heiligen Hermandad beherrschte Gebiet des grauen Fremdenzimmers zurück. Er hatte vielmehr bemerkt, als er sich dem Ausgange des Rettungsweges näherte, daß der Weiher, von den starken Regengüssen der letzten Tage angeschwellt, in denselben eingedrungen war; und er wußte nun, daß er bis an die Brust in's Wasser gehen müsse, um den festen Boden des Parks zu gewinnen. Er fühlte sich bereits zu ermüdet, um nach dem kalten Bade noch einige Stunden in nassen Kleidern zurückzulegen. Er wagte es, sich zuvor noch einige Stunden der Ruhe und des Schlafes zu erobern.



Eine Berathung des Polizei-Directors mit dem Inspector hatte zu dem Beschlusse geführt, das Herrenhaus von Ellernhof noch den Tag hindurch polizeilich und militärisch überwachen und zugleich die Umgegend durch Patrouillen abstreifen zu lassen. Der Inspector zurückgekehrt, hatte seine Aufmerksamkeit alsbald wieder dem verdächtigen Zimmer zugewendet. Er wollte in dies Zimmer eintreten und fand es verschlossen, obgleich, wie er meinte, beim Verlassen desselben, der Schlüssel von ihm nicht umgedreht worden. Er hatte sich vielleicht geirrt, versuchte aufzuschließen und wendete den Schlüssel hin und her, bevor er wahrnahm, daß die Thür von Innen verriegelt war. Durch einen starken Anlauf unternahm er, dieselbe rasch zu sprengen.

Richard ruhte während dieser Versuche seines Verfolgers versenkt in ein süßes Vergessen seiner Lage. Vielleicht träumte er eben, in das holde Auge seiner angebeteten Elisabeth zu blicken. War es auch nur ein Traum, es war doch ein seliges Glück, das in seiner Brust noch nachklang, als er durch das Rütteln an der Thür in die harte Wirklichkeit zurückgerufen wurde. Augenblicklich schnellte er vom Lager empor und ent-



schwand durch den großen Schrank, hörte aber noch die ersten Artschläge, mit denen der Polizei-Inspector den Eingang zu dem Zimmer erzwingen ließ.

Die von Innen verriegelte Thür und das niedergedrückte Bett machten es dem Inspector keinen Augenblick zweifelhaft, daß Jemand in dem Zimmer gewesen war. Zu einer wiederholten sorgfältigen Untersuchung der Wände, und zwar dies Mal in der ganzen Höhe des Zimmers, wurde auch die des Fußbodens vorgenommen, um vielleicht eine Fallthür zu entdecken. Dabei wurden alle Meubel von ihrer Stelle gerückt; nur den großen Schrank ließ man unangerührt stehen, da es zu augenscheinlich dünkte, daß derselbe nicht von seinem Plaze bewegt worden. Der Inspector gerieth in eine wahre Verzweiflung, in welcher er immer von Neuem, aber immer gleich vergeblich, seine Untersuchungen aufnahm, und diese sogar auf die Außenseite der zwei Wände erstreckte, mit denen das Zimmer freilag. Inzwischen war es Tag geworden, und er ließ Frau Welle um eine Unterredung bitten. Nachdem er derselben zu ihrer Verwunderung mitgetheilt, welche Beobachtungen er an dem Fremden-Zimmer gemacht, fügte er hinzu: Es unterliegt keinem Zweifel, daß Herr



von Willberg in Ihrem Hause verborgen gehalten wird. Derselbe ist des Verbrechens einer Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates dringend verdächtig, ja ich darf sagen, schuldig. Sie aber, gnädige Frau, setzen sich einer schweren Verantwortlichkeit aus, wenn Sie einem solchen Verbrecher Vorschub leisten, sich der gerechten Strafe zu entziehen.

Diese Verantwortlichkeit — erwiederte Frau Welle — nehme ich auf mich, werde dieselbe aber nur vor meinem gesetzlichen Richter führen.

Weitere Gründe des Inspectors, ihm den Versteck des Verfolgten nicht zu verheimlichen, wies Frau Welle mit der kurzen Erwiderung zurück: Ich habe weiter nichts zu sagen.

Die feste Entschiedenheit der Frau ließ es den Inspector als fruchtlos erkennen, den gewünschten Aufschluß von derselben zu erhalten; und er theilte ihr nur mit, daß er sich in der unangenehmen Nothwendigkeit befinde, über ihr Haus eine fortgesetzte polizeiliche Aufsicht zu üben.

Frau Welle erwiederte nur: Sie haben die Gewalt dazu.



Einen anderen Versuch, das Räthsel des grauen Zimmers zu lösen, machte der Inspector bei den Dienstboten des Hauses. Er ließ diese sämmtlich, männliche wie weibliche, zusammenkommen, trug ihnen eine ähnliche Erörterung, wie der Frau Welle vor und fügte hinzu: der Eine oder Andere von ihnen müsse um den Versteck des Verbrechers wissen, und wer denselben ihm anzeige, mache sich verdient um König und Vaterland. Die Anzeige könne ihm im Geheimen geschehen, und Niemand solle den Namen des Anzeigenden erfahren.

Die Leute sahen einander an, als erwarteten sie, daß Einer für Alle das Wort ergreifen solle. Der Rutscher Christian hielt sich dazu auch, als der Älteste, verpflichtet. Mit der Erregtheit, die ihm das Plattdeutsche auf die Zunge zu führen pflegte, sagte er: Wat wi dohn, Herr Inspector, dat dohn wi freemüdig; wi sönd keene Hinrrücksche. Un dat de Herr Richard en Verräder is, dat glöven wi nich; dat ward'n woll anre Lüüd' sin. Herr Richard hät sinen König immer tru deent. \*)

---

\*) Was wir thun, Herr Inspector, thun wir freimüthig; wir sind keine Hinterrücksche. Und daß der Herr Richard ein



Welchen König meint Er? — fragte der Inspector mit zornigem Blick auf den frechen Sprecher.

Wi hebben man enen König; un de heet Georg\*) — erwiderte Christian unerschrocken.

Ihr Alle seid Verräther! — brauste der Inspector auf — Euch Alle sollte ich nach Minden transportiren lassen. Ihr seid gar nicht werth, Preußen zu sein und dem großen, glorreichen Staate der Hohenzollern anzugehören!

Dät hebben wi of nich verlangt; un wenn de Preußen dät insch'n, dät wi fär hüm nich dägen: woarum drullen se nich wedder af?\*\*) — entgegnete Christian.

Er ist ein verwegener Kerl und soll in Minden lernen, wie man sich in Preußen zu betragen hat — donnerte der Inspector, während Christian ihn so ruhig anblickte, als wisse er gar nichts von Minden;

---

Verräther ist, das glauben wir nicht; das werden wol andre Leute sein. Herr Richard hat seinem König immer treu gedient.

\*) Wir haben nur einen König, und der heißt Georg.

\*\*) Das haben wir auch nicht verlangt, und wenn die Preußen das einsehen, daß wir für sie nicht taugen: warum ziehen sie nicht wieder ab?



obgleich jeder Hannoveraner sein preußisches Sibirien nur zu wohl kennt.

Gehe Einer — fuhr der Inspector fort — und sage dem Unteroffizier, er solle zwei Mann schicken, um diesen Kerl nach dem Polizeigefängniß der Stadt abzuführen.

Niemand rührte sich auf den Befehl; und als der Inspector denselben einem bestimmten Knechte gab, stand der Mensch wie angewurzelt und blickte dem tobenden Polizisten so gleichgiltig in's Gesicht, als sei er taubstumm und könne weder hören noch sprechen; aber aus seinen Mienen leuchtete so viel Verschlagenheit und Trotz, daß der Inspector es nicht für gerathen hielt, auf die Ausführung seines Befehls zu bestehen. Er hieß die Uebrigen gehen und führte selber den Kutscher in die Eßstube der Knechte und Mägde, welche als Wachzimmer von den Soldaten benutzt wurde.

Christian wanderte also in Begleitung zweier Soldaten, mit denen er kein Wort wechselte, in das Polizeigefängniß, statt sich auf den Kutscherbock zu setzen und den Herrn von der Eisenbahn abzuholen. Diesen Dienst mußte für ihn ein Knecht versehen, welchen



Herr Welle natürlich nach der Ursache frug und so erfuhr, was in seinem Hause vorgegangen.

Ohne zu ahnen, welchen nahen Antheil Elisabeth an diesen Vorgängen nahm, theilte Herr Welle ihr dieselben unterwegs mit, indem er bedauerte, daß er sie in ein auf solche Weise beunruhigtes Haus führen müsse. Elisabeth konnte in der Beängstigung, mit welcher die Mittheilung sie erfüllt hatte, kein Wort der Erwiederung finden; und als Herr Welle, eine solche erwartend, sie anblickte, rief er aus: Mein Gott! Fräulein, ist Ihnen unwohl? — Sie zittern und sehen bleich aus.

Es ist ein augenblicklicher Anfall; er wird vorübergehen — erwiederte Elisabeth mit leiser Stimme.

Was sollen wir thun? Das Fahren bekommt Ihnen vielleicht nicht! Sollen wir aussteigen und einige Schritte gehen? — fragte Herr Welle besorgt.

Vielleicht wird es mir gut sein — antwortete Elisabeth.

Herr Welle stieg mit ihr aus und bot ihr den Arm, während er den Kutscher langsam vorausfahren ließ. So waren sie etwa hundert Schritte gegangen, und Elisabeth hatte ihre Fassung einigermaßen wiedergewonnen, als sich vor ihnen auf der Böschung des



einen Bergrücken durchschneidenden Weges plötzlich ein Mann erhob, hinunterstürzte und auf sie zueilte. Die ungeordnete Kleidung, der tief in das Gesicht gedrückte Schlapphut, die Bewaffnung des Mannes und sein plötzlicher Hervorsturz — Alles erregte die Vorstellung einer drohenden Gewaltthatigkeit. War es ein Wahnsinniger oder ein Räuber, der sich ihnen in den Weg stellte? — Keines von Beiden: es war nur ein Liebender, dem in den aufregenden Abentheuern einer gefahrvollen Flucht das Glück eines ungeahnten Wiedersehens wurde und ihn der Rücksichten vergessen ließ, die er sonst nicht aus den Augen gesetzt hätte. Bevor Herr Welle und seine Begleiterin sich noch von ihrer Ueberraschung erholt hatten, ergriff Richard Elisabeth's Hände, preßte sie an seine Lippen und blickte ihr seligtrunkenen Auges in das vom reinsten Freudenschimmer verschönte Gesicht, während zum ersten Male der Ausruf: „Richard!“ von dem holden Wohl laut ihres Mundes sein Ohr berührte.

Herr Welle blickte auf die überraschende Scene, wie auf ein, plötzlich in seinen Gesichtskreis tretendes, unbekanntes Phänomen, dessen Erklärung ihm aber im nächsten Augenblicke schon, wenigstens wie die allge-



meinsten Umrisse eines Bildes, vor den Sinnen lag. Rächelnd wandte er sich an den Nessen: Es ist kaum ein Jahr, daß wir uns nicht gesehen, lieber Richard, und doch scheine ich Deinem Gedächtniß ganz fremd geworden zu sein.

Lieber Uncle — erwiderte Richard, indem er Herrn Welle herzlich umarmte — wäre ich Dein rechter Nesse, wenn es für mich keine Augenblicke gäbe, in denen nur ein Gefühl die ganze Seele erfüllt und die ganze Welt rings um mich her vergessen macht!

Und er blickte dann auf die Geliebte, als wollte er dies Gefühl von Neuem über sich kommen lassen. Aber Herr Welle nahm Elisabeth's Arm und führte sie weiter, indem er Richard frug: Du warst bei uns, als die Haussuchung stattfand?

Ja wol! — lachte Richard — und ich habe sogar einige Stunden der köstlichsten Ruhe unter Obhut der löblichen Polizei genossen. Du kennst das Geheimniß des schwarzen Schrankes. Durch diesen machte ich mich unsichtbar, als die Herren von der Polizei sich bemerklich machten, und wurde wieder sichtbar im sanften Schlummer auf weichem Pfühle, bis sie mich gröblicher Weise durch das Einschlagen der Thür



weckten. Da hatte ich leider nicht Faust's poetischen Zaubermantel, um durch die Lüfte zu fliegen, sondern mußte mich von meinen prosaischen Füßen durch den Weiher tragen lassen. Triefend von Wasser, wie ich einmal Kaiser Otto II., der, griechischen Seeräubern entronnen, das Land betritt, höchst ästhetisch auf einem Bilde dargestellt gesehen, entrann ich der preußischen Polizei und streifte durch Wälder und Felder, um nach Hallensfeld zu kommen. Als ich nun eben den Weg kreuzen wollte, erblickte ich den Wagen und hielt es für gerathen, mich hinter der Böschung auf die Lauer zu legen. Das brachte mir das Glück dieses unverhofften schönen Wiedersehens.

Du hast auch die Tante und Marie gesehen? — fragte Herr Welle.

Die gute Tante nicht, wol aber Marie. Ich kam in der Nacht bei Euch an, und kaum eine Stunde später war auch die Polizei schon da, als ich eben der theilnehmenden Cousine die kleinen Abentheuer meiner Flucht erzählt hatte. Marie weiß Alles, auch wem ich meine Befreiung aus dem Gefängniß in Hannover verdanke, und welche theure Gefühle ich für meine lebenswürdige Befreierin hege und ewig hegen werde.



Die letzten Worte hatte Richard mit dem Ausdruck solcher Innigkeit an Elisabeth gerichtet, daß Herr Welle auch seines Neffen Befreierin errathen zu haben glaubte und Elisabeth fragend anblickte. Diese sagte erröthend: Sie wissen, Herr Welle, daß ich Ihres Fräulein Tochter und des Herrn von Willberg Bekanntschaft in Homburg machte; und Beide sind mir seitdem theuer geblieben.

Wie seltsam, glücklich und unglücklich — bemerkte Herr Welle ernst — sich die Geschehnisse gestalten mußten, um Sie wieder zusammenzuführen! — Aber, Richard — fügte Herr Welle nach einer kurzen Pause, indem er stille stand, hinzu — Du wirst Deinen Weg nach Hallensfeld fortsetzen müssen.

Wer weiß — entgegnete Richard — wann mir solche Minuten des schönsten Glückes wiederkehren? Laß sie mich verlängern, bis die unabweisbare Nothwendigkeit sie kürzt!

O, nein! nein! — rief Elisabeth mit einem flehenden, zärtlichen Blick auf den Geliebten — Sie dürfen uns nicht weiter begleiten und Ihren Verfolgern entgegengehen. Ich thue keinen Schritt weiter.



Richard wollte bittend Einwendungen erheben, als Herr Welle, der seinen Blick über den Weg hinschweifen ließ, darauf aufmerksam machte, daß zwei Männer daher kamen, deren Begegnung für Richard verhängnißvoll werden könne. Die Trennung sei geboten. Richard konnte nicht widersprechen. Er umarmte den Oheim, preßte Elisabeth's Hände an seine Lippen, blickte ihr tief bewegt in das schöne Auge, das sich mit Thränen umschleierte und sagte mit festem Muth: Theure Elisabeth, unsere Liebe erstirbt nie.

Nie! — Lebe wohl, Geliebter — erwiderte sie leise mit erstickter Stimme.

Richard erstieg langsam die Böschung des Weges, das Auge auf Elisabeth gerichtet, die am Arme des Oheims hinschreitend ihren Blick auch auf ihn gerichtet hielt, bis er von der erstiegenen Höhe herab ihr einen letzten Gruß und Kuß zusandte. Dann verschwand er rasch im Walde, als das blitzende Metall an den Helmen der beiden nahenden Männer ihm rieth, sich ihrem Gesichtskreise zu entziehen. Eilig schritt er durch den Buchenwald hin und erreichte eine Höhe, von der herab er sich versichern konnte, daß er nicht verfolgt wurde. Beruhigter setzte er seinen Weg fort, immer



aber ließ er das Auge nach allen Seiten schweifen, soweit es reichen konnte, und das Ohr war gespannt auf jeden Ton, der im Walde wiederhallte. In seinem Herzen aber jubelte ein Saitenspiel die Harmonien des Glücks und der Liebe, und seine Phantasie umgaufelte ihn mit reizenden Bildern der Zukunft. Wie leicht stürmte sein Muth alle Hindernisse nieder, welche das Geschick und eigenes Thun und Wollen auf seine Lebensbahn gewälzt! Nach der heutigen Begegnung mit Elisabeth durfte nie ein Zweifel an ihrer Liebe in ihm aufsteigen, und nie konnte seine Kraft erlahmen, ihren Besitz zu erringen.

Den Herrn von Hallensfeld fand Richard auf seine Ankunft vorbereitet. Elsen hatte, schon vor der Flucht Richards aus seinem Hause, denselben davon unterrichtet, welchen Gast er zu erwarten, und wie er für dessen Sicherung und Beförderung bis zur holländischen Grenze Vorkehrungen zu treffen habe. Auf mannigfachen Umwegen und Verzögerungen, welche durch die Vorsicht geboten waren, näherte sich der Flüchtling nur langsam seinem Ziele. Er hatte dabei Gelegenheit, die Stimmung aller Schichten des Volkes über die jetzigen Zustände kennen zu lernen. Die ländliche Bevölkerung,



die Arbeiter und die sogenannten kleinen Bürger frugen meistens nur, wann der König nach Hannover zurückkehren werde? „Daß der Preuße Herr im Lande bleiben solle, sei ja ganz unmöglich: dann müßte es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden und keinen Gott im Himmel geben!“ — In den höhern Ständen sprach sich meistens ein weniger festes Vertrauen auf die Wiederherstellung des Königreichs aus. „Preußen sei zu mächtig geworden; nur ein europäischer Krieg könne es von der rasch erklommenen Höhe stürzen. Einen solchen Krieg mache aber weder die politische Lage Europa's wahrscheinlich, noch dürfe man ihn wünschen. Freilich seien die jetzigen Zustände unhaltbar. Preußen müsse die begonnene Vergewaltigung fortsetzen, um den Rechts- und Freiheitsinn der deutschen Stämme zu brechen und deren Eigenthümlichkeiten zu vernichten; dazu aber habe es weder die materiellen noch die geistigen Mittel, und seine Kraft werde daran erlahmen.“ Welche Zustände dann eintreten würden: das war für die Meisten eine unlösbare Frage; und nur selten hatte Jemand den Muth, sie mit dem Worte: „die Revolution!“ — zu beantworten. Diejenigen aber, welche diese Antwort am raschesten, wie eine fertige geometrische



Formel boten, wußten sich am wenigsten mit der weiteren Frage abzufinden, wer denn die Revolution machen werde? — Darüber erhielt Richard einen Aufschluß, wo er solchen am wenigsten erwartet, aber auch einen Aufschluß, den er am wenigsten gewünscht hatte.

Um die letzten Stunden bis zur Grenze zurückzulegen, wurde dem Flüchtling als Führer ein junger Handwerker beigegeben, der früher in der hannoverschen Armee gedient hatte und als treuer Anhänger des Welfenthums galt. Deßhalb lag die Frage von Seiten Richards nahe, warum nicht auch er, wie viele seiner ehemaligen Kameraden, über die Grenze gegangen sei?

Vor einem Jahre noch — erwiederte der junge Mann — hätte ich das sicherlich gethan; jetzt aber weiß ich, daß wir Arbeiter andere Interessen haben als die übrigen Stände.

Richard sah seinen Begleiter verdächtig an, indem er fragte: Sie sind doch kein Lassalleaner?

Und warum nicht?

Weil ich glaube, daß die Lassalle'schen Lehren ebenso verderblich wie unverständlich sind.

Das ist zu allen Zeiten von allen Lehren gesagt



worden, welche den Interessen der herrschenden Klassen zuwider liefen.

Nun, ist es denn wahr, daß die Arbeitgeber unsere Arbeiter nie mehr erwerben lassen, als zu deren kärglicher Lebensfristung unumgänglich nothwendig ist, und daß deßhalb dieselben stets am Rande eines elenden Verkommens schweben?

Dies sogenannte „große Lassalle'sche Gesetz“, das schon, wie mir gesagt wurde, ein Engländer Ricardo im vorigen Jahrhundert aufstellte, ist freilich weiter nichts als ein großer Humbug, für den Lassalle einen scheinbar richtigen, durch die Wirklichkeit aber hinlänglich widerlegten Beweis erfand. Ich weiß wohl, daß der Arbeiter jetzt besser und gesunder wohnt, besser und gesunder ißt, trinkt, sich kleidet, in Krankheitsfällen bessere ärztliche Hülfe findet und weniger zu arbeiten braucht als vor 50 Jahren der wohlhabendere Bauer und der kleinere Bürger. Mit der gestiegenen Kultur hat sich auch die Lage der Arbeiter verbessert, und wie jene steigt, wird auch diese sich noch mehr heben. Ebenso unwahr, wie jenes „große Lassalle'sche Gesetz“, so thöricht ist auch das große Lassalle'sche Mittel zur Aufhebung dieses Gesetzes. Wenn der Staat alle Ge-



werbe, allen Ackerbau und Handel in die Hände von Arbeiter = Associationen bringen könnte: so würden die politischen Parteien sich in sociale Parteien umwandeln, und diese würden einander weit leidenschaftlicher bekämpfen, weit gründlicher um Recht und Freiheit bringen und weit empfindlicher in ihrem Wohlstande schädigen, als den politischen Parteien möglich ist. Ein socialistischer Staat müßte entweder ein geistiges Todtenfeld oder eine Hölle der wüthendsten Verfolgungen werden.

Was aber berechtigt Sie, wenn Sie die Grundlehren Lassalle's verwerfen, sich einen Lassalleaner zu nennen?

Der kluge Lassalle, der übrigens kein Held, sondern, bei aller Gelehrsamkeit und geistigen Schärfe, ein moralisch wenig achtungswerther Mensch gewesen sein soll, hat für Grundlehren ausgegeben, was er lediglich als Agitationsmittel für die große Masse gebraucht. Als Grundlehre kenne ich nur die Forderung, daß der Arbeiter, je nach seinen Leistungen, Antheil erhält an dem Geschäftsgewinn.

Und um dies zu erreichen, haben Sie aufgehört ein Anhänger unsers Königs zu sein? — Das begreife ich nicht.

Halten Sie die Forderung für nicht so gering, wie



sie auf den ersten Blick scheint: ihre Erfüllung ist nur bei einer gänzlichen Umgestaltung unserer politischen und socialen Verhältnisse möglich. Eine solche aber werden die Arbeiter leichter erreichen, wenn ganz Deutschland einen Staat bildet und sie es nur mit einer Regierung statt mit deren zwanzig oder dreißig zu thun haben.

Aber die Fabrikanten und Kaufleute wollen ja auch den Einheitsstaat und doch sicherlich nicht für die Ziele der Arbeiter.

Die ganze Bourgeoisie will ihn, angeblich aus reinem, edlem deutschen Patriotismus, in Wahrheit aber, um ihn für ihre Interessen auszubeuten. Der Staat ist diesen Bourgeois weiter nichts als eine Anstalt zur Erleichterung ihrer Geschäfte; und wenn sie ihm etwa besondere politische Dienste leisten, verlangen sie diese auch besonders bezahlt. Je größer der Staat ist, um so mehr Geschäfte lassen sich mit ihm machen, um so mehr Concessionen kann er zu allen möglichen Unternehmungen ertheilen, auf welche sich der Bourgeois natürlich nur zum allgemeinen Besten einläßt. Haben Sie nicht gehört, wie auch zwei hannoversche Cavaliere, politische Größen, sich Concessionen zu großen volks-



wirthschaftlichen Unternehmungen, natürlich nur zum Besten der Provinz Hannover, in Berlin ertheilen lassen? In dem Königreich Hannover hätten sie solche Concessionen wahrscheinlich nicht erhalten.

Nun, Sie werden jene Herren doch nicht zu den jobbernden Bourgeois zählen!

Ich zähle sie nicht dazu, sondern sie machen sich dazu. Uebrigens muß man vorweg Alles, was zur national-liberalen Partei gehört, der jobbernden Bourgeoisie zurechnen, mag es Fürst oder Professor, Graf, Banquier oder Fabrikant, Baron oder Advocat sein. Davon wird und kann es nur wenige Ausnahmen geben. Wer in der Politik die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit zur leitenden Maxime macht, wird dasselbe thun in seinen Privatverhältnissen, bei aller etwaigen Liebe für Vaterland und Freiheit, für Wissenschaft und Kunst oder sonstige ideale Güter; und dann ist er ein Jobber. Der preußisch-deutsche Einheitsstaat ist auch ein Job, ein Geschäftchen, um Einfluß für die Interessen der Bourgeoisie zu gewinnen. Diese ist dabei so kurzsichtig oder so verblendet durch den augenblicklichen Gewinn, daß sie gar nicht merkt, wie sich hinter ihr die Kolonnen der Arbeiter erheben, um im Sturm-



schritt ihren heuchlerischen Bau niederzuwerfen, auf dessen Ruinen sie ihren Verrath an Recht und Freiheit beweinen mag.

Das also wäre die Revolution, welche uns von der preußischen Herrschaft retten sollte?

Das ist sie!

Aber welche Mittel haben die Arbeiter, eine Revolution durchzuführen, die den ganzen Staat aus seinen Fugen reißen würde?

Das allgemeine Stimmrecht und die allgemeine Wehrpflicht!

Die haben der Absolutismus und die Bourgeoisie für ihren Dienst disciplinirt.

An der Intelligenz der Arbeiter wird ihre Disciplin, wie ein leichtes Gazeleid aufflammend, in einen todten Aschenhaufen versinken.

Nun, an Intelligenz ist doch der Absolutismus und die Bourgeoisie den Arbeitern jedenfalls überlegen!

An der Intelligenz freilich, welche ihre Begriffe und Urtheile jener Verquickung von Vernunft und Unsinn, von Wahrheit und Trug, von Bildung und Barbarei verdankt, die in Staat, Kirche und Schule sorgfältig conservirt wird. Wenn der Arbeiter freilich



noch nicht die Intelligenz besitzt, um jene Verquickung in ihre Elemente zu zerlegen, so hat er doch den Instinct dafür, welcher ihn rasch weiter bringen wird; während gerade dieser Instinct dem Absolutismus und der Bourgeoisie gänzlich abhanden gekommen.

Ich kann nicht läugnen, in vielen Fällen einen solchen Unterschied in den Urtheilen des gemeinen Mannes und der höheren Stände gefunden zu haben.

Und sehr erklärlich! Es ist eben nicht so viel Zeit und Mühe bei dem Einen, wie bei dem Anderen darauf verwendet worden, die gesunde Vernunft abzuschwächen und den einfach menschlichen Sinn zu verfinsteln. Noch schlimmer als um die Intelligenz steht es um die Moralität der Bourgeoisie. „Wer nie sein Brot mit Thränen aß“, oder bestimmter gesagt: wer nie für seine materielle Existenz und für seine geistige Unabhängigkeit einen Verzweiflungskampf bestanden, bleibt ein moralischer Schwächling sein Leben lang. Unsere Bourgeoisie aber weiß sich Alles, selbst ihre Kämpfe um leibliche und geistige Güter zum Genusse zu machen. Sie hat keinen sittlichen Willen, sondern nur Triebe, Gelüste, Launen. Darum hat sie auch ihr nächstes Interesse, die Sicherung der jetzigen Rechts-



verhältnisse des Besitzes, auf's Leichtsinzigste preisgegeben. Uns Arbeitern kann es schon ganz genehm sein, wenn Preußen sagt: ich annectire Hannover, Schleswig-Holstein u. s. w. zum Besten Deutschlands. Je geläufiger solche Vorstellungen werden, daß der Eine zum Nutzen eines größeren Ganzen den Anderen aus dem ererbten Besitz vertreiben darf, um so leichter wird einmal Wilhelm Lehmann zu Georg Wolf sagen können: „Deine Fabrik, Dein Banquiergeschäft mit seinem Geld, Dein Landgut mit seinem Inventarium müssen wir Dir zum Besten der socialen Demokratie, der Arbeiter-Republik, nehmen.“ Thatsachen, welche solche Folgerungen nicht bloß zulassen, sondern geradehin aufdrängen, würde die Bourgeoisie, wenn sie moralische Kraft besäße, mit der größten Energie auf Tod und Leben bekämpft haben. Aber sie ist ein Schwächling durch und durch und hat uns Arbeitern bereits ihr Erbe moralisch abgetreten.

Etwas Wahres ist an allen den Zügen, aus welchen Sie das Bild des Bourgeois zusammensetzen; aber Sie führen den Pinsel eines Parteimannes, der grau in grau malt. Und Sie reden immer nur von der Bourgeoisie, wie von dem allein maßgebenden Stande: wir



haben doch auch einen Land- und Militär-Adel, eine weltliche und geistliche Bureaukratie und einen kleinen Bürgerstand, die alle auf unsere politischen und socialen Zustände ihren Einfluß üben.

Sie Alle stehen unter der Herrschaft der Ideen der Bourgeoisie, denken und handeln in deren Geiste und sind durch geringe Unterschiede weniger von einander getrennt, als mit einander verbunden, von dem stolzen Fürsten herab, der die Rechte und Pflichten seiner Souveränität verhandelt, bis zu dem bescheidenen Krämer hinunter, der seine verdorbene Waare mit 100 Procent Gewinn an den Mann bringt. Wir Arbeiter können die feinen Unterscheidungen nicht machen, welche sich so unmerklich abstufen, daß sie jeden Gegensatz aufheben; wir brauchen für die Vereinfachung unserer Anschauungen und unseres Kampfes den scharfen Gegensatz Derer, welche für die Gesellschaft arbeiten, ohne den entsprechenden Lohn zu empfangen, und Derer, welche ohne Arbeit für die Gesellschaft auf deren Kosten leben oder für ihre Arbeit sich einen übermäßigen Lohn machen. Dieser Gegensatz muß verschwinden, wenn der Staat und die Gesellschaft einen wahrhaft rechtlichen, einen sittlichen Boden gewinnen soll.



Lieber Freund — sagte Richard ungläubig lächelnd — Sie würden die größte Revolution machen, von der die Geschichte weiß, wenn Sie Ihre Ideen verwirklichten.

Ich gehöre nicht zu den Thoren, welche meinen, mit einigen Vassalle'schen Grundsätzen und mit deren Verbreitung die bestehenden Ordnungen in wenigen Jahren umzugestalten; ich weiß vielmehr, daß darüber ein Jahrhundert vergehen mag.

Nun, dann hat das jetzige Preußen Ihre Revolution nicht zu fürchten!

Und doch wol! In der Gehässigkeit ihrer Gründung, in der Rechts- und Freiheitslosigkeit ihres Baues, in dem materiellen Drucke ihres Daches und ihrer Spitze liegt die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen preussischen und deutschen Zustände. Diese werden vielleicht noch durch eine politische, wahrscheinlich durch eine politisch sociale Revolution aufgelöst werden. Dann wird eine Reihe von socialen Revolutionen die Arbeiter zum Ziele führen; und daß jene erste Revolution noch lange auf sich warten läßt, glaube ich nicht.

Ich aber — sagte Richard sehr ernst — glaube, daß sie unglücklich genug für die Arbeiter ausfallen



würde. Verständige Leute sollten sich auf dergleichen nebelhafte Dinge nicht einlassen.

Herr Lieutenant, verständige Leute sollten auch nicht glauben, daß Napoleon unsern König Georg zurückführen wird. Aber eben setzen wir den Fuß über die holländische Grenze; und die Bäume, welche Sie dort sehen, bezeichnen den Weg nach Arnheim. Reisen Sie glücklich!

Dankend reichte ihm Richard die Hand; und jeder zog seines Weges.



## Fünftes Kapitel.

---

Der Arzt hatte bei seinem Vormittags-Besuche am Krankenbette des Hauptmanns von Gerlow in dessen Zustande einen so wesentlichen Fortschritt zum Bessern wahrgenommen, daß er die völlige Wiederherstellung desselben nicht mehr bezweifelte. Er machte den Damen des Hauses diese erfreuliche Mittheilung und erfuhr dagegen von denselben, daß Fräulein von Gerlow, die Schwester des Hauptmanns, zu dessen Pflege erwartet werde. Er bemerkte, daß es dem Hauptmann, so lange dieser hier im Hause bleibe, sicherlich an keiner wünschenswerthen Fürsorge, auch ohne dessen Schwester, gefehlt haben würde, und daß die Ankunft derselben ihm nicht eben für den Kranken dienlich scheine, da sie diesem eine nachtheilige Aufregung bringen könne. Er bat, den Hauptmann auf das Wiedersehen vorzubereiten und vorläufig zu vermeiden, daß jeweilig mehr als eine der Damen in dem Krankenzimmer anwesend sei, damit



nicht etwa eine den Kranken aufregende Unterhaltung geführt werde.

Marie übernahm es, den Hauptmann von der Ankunft seiner Schwester zu unterrichten. Sie theilte ihm mit, durch welche Veranlassung ihr Vater mit dem seinigen zusammengeführt, und wie es beschlossen worden, daß Elisabeth zu seiner, des Kranken, Pflege, nach Ellernhof komme.

Es ist mir lieb — sagte der Hauptmann — daß Elisabeth Dir die Last, welche Du mit mir hast, erleichtern wird; aber ganz darfst Du mich ihr nicht überlassen.

Das kann ich auch nicht: unsere Liebe giebt mir das schöne Anrecht, Dir zu dienen — erwiederte Marie, indem sie seine Hand ergriff und sanft streichelte.

Du willst wol — sagte der Hauptmann lächelnd — das Verhältniß des romantischen Ritterthums umkehren und mir das Recht des Frauendienstes nehmen? — Das lasse ich mir nicht gefallen.

Lieben — erwiederte Marie — heißt dienen aus tiefster, freiester Herzensbewegung; und so will ich Dir dienen, weil so dienen die schönste Befriedigung



für das Weib ist. Der Mann kann seine Befriedigung nur darin suchen und finden, daß er sich und seine selbstischen Forderungen dem Gemeinwesen, dem Vaterlande, den höchsten Gütern der Menschheit opfert, d. h. mit freiem vernünftigen Entschlusse den Geboten der Ehre und Pflicht gehorcht.

Nun, so will ich Dir dienen, wie ein Weib, und den Geboten der Ehre und Pflicht gegen das Vaterland gehorchen, wie ein Mann.

Das wird — bemerkte Marie lächelnd — manchen Konflikt geben, bei welchem der Dienst zu kurz kommt gegen den Gehorsam, aber ich werde darüber nicht schmollen. Doch jetzt muß ich Dich verlassen, damit die Ruhe Dich vorbereitet auf das Wiedersehen der Schwester.

Eine andere Art der Unterhaltung wurde um dieselbe Zeit in dem Zimmer geführt, in welchem Frau Welle für ihre Dienstleute und für die Soldaten an gesonderten Tischen hatte decken lassen. Die Leute kamen schweigend und ließen sich auf ihren Plätzen nieder, ohne sich um die Anwesenheit der Soldaten zu bekümmern. Diese versuchten ein freundschaftliches Gespräch durch scherzende und ernstere Bemerkungen



mit ihnen anzuknüpfen; aber sie äußerten nicht die geringste Theilnahme. Selbst die besten Witze der Soldaten konnten kein Lächeln auf die gleichgiltigen Gesichter locken, mit denen die Männer darein schauten, als blickten sie in das Leere, während die Mädchen ihre Augen regungslos auf das Tischtuch hefteten. Als die Soldaten ihre Bemühungen verschwendet sahen und verstimmt schwiegen, hob der älteste Großknecht an: In dät Joahr gïft et veel Ruckuckß \*).

Joah, un se schreen ock so veel: ick hebb hüt all söß roopen hört\*\*) — erwiederte ein anderer der Knechte.

Et is een oller häßlicher Boagel †) — setzte der Erste das Gespräch fort.

Joah — fügte der Andere erklärend hinzu — he leggt sien Eier in de Nester van anre Boagels und lät se van hüm utsitten un uptreffen ††).

\*) In diesem Jahre giebt es viele Ruckuck.

\*\*) Ja, und sie schreien auch viel; ich habe heute schon sechs rufen hören.

†) Er ist ein alter häßlicher Vogel.

††) Ja, er legt seine Eier in die Nester von andern Vögeln und läßt sie von ihnen ausbrüten und aufziehen.



Jo, un wenn de oll Dingers groot sün, fräten se är Aellern up. Dät Bestervolk nimmt fär sich dät Pläjäir und Annern loaten se de Last\*) — schloß der, welcher das Gespräch begonnen hatte, dasselbe. Dann wurde kein Wort mehr während des Essens gesprochen, und stumm, wie sie gekommen, verließen sie auch das Zimmer, als ob sie die Soldaten gar nicht bemerkt hätten. Draußen aber lachten sie sich herzlich aus, indem der Großknecht sagte: De ollen Preußen wüll'n us offig um den Boart goahn. Na! se hebben't wol kleen kregen, dät wi fär hüm nich to brufen sünd\*\*).

Die Soldaten dagegen äußerten unter sich ihren Unwillen über die dummen und groben hannoverschen Klöße und beriethen, ob sie die Ruckucks-Verächter nicht anzeigen sollten, um sie nach Minden transportirt zu sehen; aber sie konnten doch nicht läugnen, daß das Gespräch der beiden Knechte ganz unverfänglich ange-

---

\*) Ja, und wenn die alten Dinger groß sind, fressen sie ihre Aellern auf. Die bösen Thiere nehmen für sich das Vergnügen und lassen Andern die Last.

\*\*) Die alten Preußen wollen uns recht um den Bart gehen. Nun sie haben es wol begriffen, daß wir für sie nicht zu brauchen sind.



knüpft und geführt worden. Eine Absicht, sie zu beleidigen, ließ sich nicht behaupten.

Ein gefälligeres Entgegenkommen als seine Leute fand deren Befehlshaber, Lieutenant von Wartenborn, in dem fremden Hause. Bald nach der Ankunft des Herrn Welle, ließ er sich diesem und den Damen des Hauses anmelden. Er habe — sagte er — gebeten, seine Aufwartung machen zu dürfen, um sein Bedauern darüber auszudrücken, daß er in der Nacht auf eine so unangenehme Weise habe in das Haus eindringen müssen. Wenn er damit eine Pflicht geübt, so hindere diese ihn doch nicht, seine volle Hochachtung den Herrschaften zu beweisen. Herr Welle ging über den Anlaß zu dem Besuche des Lieutenants hinweg und knüpfte das Gespräch an gleichgiltige Dinge, über welche dasselbe auch durch die Einmischung der Damen nicht hinauskam. Die Höflichkeit des Offiziers mußte man dadurch erwidern, daß die Hausfrau ihn zu Tische einladen ließ; während man sich um den Polizei-Inspector, welcher das Haus, wie ein Raubvogel den Hühnerhof, umkreiste, nicht bekümmerte.

Bei Tische bewegte sich die Unterhaltung um das außergewöhnliche, von Gegensatz zu Gegensatz über-



springende Wetter des Frühjahrs, um den Stand der Saaten, die Theuerung der Lebensbedürfnisse, und so kam man auch auf die Arbeiterverhältnisse; die Dinge aber, von denen Alle innerlich am meisten erregt waren, die politischen Fragen und Verhältnisse, wurden so vermieden, daß man rasch abbog, wenn das Gespräch in seinem natürlichen Verlauf die Richtung auf sie nahm. Dagegen suchte der Offizier die Gelegenheit, sein meteorologisches und physikalisches Wissen, wie seine geschichtlichen und selbst volkswirthschaftlichen Kenntnisse bemerklich zu machen. Es war nicht zu verkennen, daß er von allen diesen Gegenständen einmal etwas gewußt hatte; aber ebenso war es auch ersichtlich, daß sein Wissen nur ein angelerntes Stückwerk gewesen und jetzt vollends recht durchbrochene Arbeit geworden war. Nichts dagegen fehlte ihm, um für einen Mann der besten gesellschaftlichen Formen zu gelten; und mit besonderer Gewandtheit wußte er jeden Umstand zu benutzen, um den Damen Höflichkeiten und Verbindlichkeiten zu sagen. Mit solchen wandte er sich vorzugsweise an Fräulein von Gerlow. Diese aber hatte dafür um so weniger ein empfängliches Ohr, als sie den Zustand ihres Bruders doch schlimmer



gefunden, als sie sich denselben gedacht hatte. Der Kranke hatte bei Elisabeth's Ankunft gerade einen Fieberanfall zu bestehen, in welchem er lebhaft phantasirte; und nach demselben befand er sich in einer Abspannung der Kräfte, welche der mit solchen Krankheits-Erscheinungen unbekannten jungen Dame größere Besorgnisse einflößte, als sie dem Kundigen erregen konnte. Wären aber Elisabeth's Gedanken auch weniger mit dem Bruder beschäftigt gewesen: die Bemühungen des Offiziers, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, würden aus Gründen, die wir kennen, doch vergeblich gewesen sein.

Gegen Abend zog Lieutenant von Wartenborn mit seinen Leuten und dem Polizei-Inspector ab. Dieser sandte noch oft vom Wege aus verdrießliche Blicke auf das Herrenhaus von Ellernhof zurück, als wolle er von der Ferne aus ergründen, was seinen polizeilichen Scharfsinn hatte Schiffbruch erleiden lassen. Einige Male war er beim Umkreisen des Hauses nahe daran gewesen, das ihm Unerklärliche zu entdecken. Er hatte an dem Weiher bemerkt, wie dessen Wasser einem unterirdischen Kanale zufloß und aus diesem wieder zurückgeworfen wurde; er hatte dem Schauspiele zuge-



sehen, aber nicht darüber nachgedacht, welchen Zweck der Kanal haben könne. So wird das graue Zimmer in Ellernhof und das Entkommen des flüchtigen Lieutenants von Willberg noch heute für ihn ein verschleiertes Geheimniß und für seine polizeiliche Ehre eine widerwärtige Erinnerung sein.

In dem Herrenhause kamen die Dinge sogleich wieder in den gewohnten Gang, aus welchem der Schrecken und die Unordnungen des nächtlichen Ueberfalls sie gerissen hatten. Die Anwesenheit Elisabeth's und ihres Bruders verlor sehr rasch den Charakter des Fremden, nicht zum Hause Gehörigen. Elisabeth nahm nicht nur keine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch, sondern wußte auch Beschäftigungen im Hauswesen zu finden, welche der Hausfrau sehr annehmlich waren. Ihre Unterhaltung aber fesselte stets durch die Lebhaftigkeit der Empfindung und den Adel des Gedankens. In erregteren Momenten glichen ihre Worte einem über Felsgestein und Windungen hineilenden Bache, der in einen stillen Bergsee mündet, auf dessen Spiegelfläche sich stolze Schwäne wiegen. Ihrer Art zu sprechen glich ihr Spiel auf dem Flügel, glich ihr Vortrag von Gedichten. Herr und Frau Welle waren



in ihrem Lebenskreise nie einem weiblichen Wesen begegnet, das mit so reicher geistiger Begabung so viel Sinn und Geschick für ein häusliches, wirthschaftliches Walten vereinigte. War dies die „berliner Bildung“, welche sie nur aus Spötteleien über dieselbe hatten kennen lernen? — Sie war es und war es auch nicht. Die „berliner Bildung“, das Diapason der gerühmten preußischen Intelligenz, ist ein kokettes Weib, das sich mit allen Künsten der Kosmetik nicht ohne Geschmack ausstattet, nach allen Seiten hin, mit gefälligem Interesse für das Größte, wie für das Kleinste, lächelt, ein aufmerksames Ohr und theilnehmende Lippen bietet. Sie blendet, sie zieht an und sie würde fesseln, wenn ein Ton der Wahrheit und Natürlichkeit aus ihr herausklänge, wenn sie nicht aus eitlem Schein und losem Spiel zusammengesetzt wäre. Aber trotzdem regt sie an und belebt Alles, was in ihre Kreise kommt. Elisabeth nun hatte ihre Kindheit theils bei den Eltern in einer mittleren Provinzialstadt, theils bei der Großmutter auf dem Lande verlebt, und über ihre künftige Lebensauffassung hatte die Gewöhnung eines verständigen Denkens und eines gesunden, natürlichen Empfindens schon entschieden, als der Vater nach Berlin versetzt



wurde. Sie nahm nur die lebendigen Anregungen und den reichen Stoff von der „berliner Bildung“ auf, nicht aber deren Charakter und Aeußerungsformen. Den gewinnenden Eindruck, welchen sie überall machte, steigerte bei Herrn und Frau Welle noch ihr gerechtes, unbefangenes Urtheil über die Art, wie Preußen sich Hannovers bemächtigt hatte, und in diesem jetzt waltete, und besonders ihre tiefe Theilnahme für die Königin Marie. Hier erst erfuhr Elisabeth, daß die von Berlin aus verbreiteten Gerüchte, welche die Gattin und das Weib in der Königin beleidigten, schmähliche Verleumdungen seien. Sie war empört über die Bosheit, eine Familie auch moralisch vernichten zu wollen, nachdem diese ihrer Macht und äußeren Ehren beraubt worden; und aus vollem Herzen zollte sie ihre Anerkennung der Standhaftigkeit und dem Muth der Dulderin auf der Marienburg. Um so mehr schämte sie sich im Namen ihres Vaterlandes der kleinlichen Quälereien, mit denen die Königin heimgesucht wurde.

Zu der Auffassung der hannoverschen Verhältnisse von Seiten Elisabeth's trug natürlich nicht wenig bei, daß der ihrem Herzen theuerste Mann ein Opfer der=



selben geworden. Konnten unter diesen Verhältnissen ihre heißesten, heiligsten Wünsche Erfüllung finden?

Richard hatte von Arnheim sogleich nach seiner Ankunft geschrieben — einen Brief an Marie, einen an Elisabeth. In jenem erzählte er mit leichtem Humor die Abentheuer seiner Flucht; aber zum Schlusse wurden seine Worte ernster und schwerer. Seine Kameraden in Arnheim hatte er in großer Niedergeschlagenheit über die Ergebnisse der Londoner Konferenz gefunden; und er selbst konnte sich nicht verhehlen, daß es um die Sache seines Königs augenblicklich hoffnungslos stand. Ueber dem Briefe an Elisabeth lag trotzdem der ganze Zauber eines der Liebe und Verehrung geweihten Herzens ausgegossen. Sein Leben — sagte Richard in einer bezeichnenden Stelle — habe bisher einer Fackel geglichen, die fortflamme, weil sie den Brennstoff in sich trage, und nur stärker oder schwächer aufleuchte, wie ein Luftzug von Außen her sie schüre. Fortan aber werde er die Fackel selbst ergreifen, um einen Lebensweg zu erhellen, den er, das Schwert in der anderen Hand, sich bahnen werde zu einer Höhe, wo er einen Tempel bauen könne, würdig, das Götterbild seiner Liebe in demselben zu verehren.



Elisabeth deutete diese Worte wol richtig so, daß Richard hoffte, sich um seinen König Verdienste zu erwerben, die ihm einen ausgezeichneten Platz in dem wiederhergestellten Reiche desselben anweisen sollten. Sie theilte eine solche Hoffnung nicht; aber sie hütete sich wohl, das Vertrauen zu bekämpfen, dessen der Geliebte in seiner jetzigen Lage bedurfte, um nicht muthlos in die Zukunft zu schauen. Ihre Antwort athmete die ganze Innigkeit der Liebe, welche der schöne Mann mit dem offenen und freien ritterlichen Sinn ihr eingeflößt. Sie lehnte es ab, von ihm zu einer glänzenden Lebenshöhe emporgetragen zu werden: ihrer Liebe genüge jedes bescheidenste Loos, das sie mit dem Geliebten theilen könne.

Die folgenden Briefe befundeten in ihrem raschen Austausch das Verlangen der Liebenden, immer neu von einander die beseligenden Versicherungen ewiger Angehörigkeit zu empfangen; und sie verloren durch das gleiche Gepräge so wenig an ihrem unschätzbaren Werthe, wie die Diamanten, welche, obwol von immer gleichem Farbenglanze, doch nicht aufhören, das Auge zu entzücken.

Nur von den innigen Empfindungen für den Ge-



liebten und von der Sorge um den theuern Bruder  
 erfüllt, bemerkte Elisabeth gar nicht, was ihren Haus-  
 genossen nicht entging, daß die häufigen Besuche, zu  
 denen Herr von Wartenborn die Gelegenheit fand, ihr  
 galten. Schon wenige Tage nach dem verunglückten  
 polizeilich-militärischen Zuge zur Einfangung Richards  
 war er gekommen, um sich zu versichern, daß der  
 nächtliche Ueberfall mit seinem Schrecken ohne üble  
 Folgen für das Befinden der Damen geblieben sei.  
 Zugleich wollte er dem Herrn Welle die Nachricht  
 bringen, daß es seinen Bemühungen gelungen, Christian  
 von der Abführung nach Minden zu retten, und daß  
 derselbe nur noch wenige Tage für seine ungehörigen  
 Aeußerungen gegen den Polizei-Inspector im Gefäng-  
 nisse werde zu büßen haben. Alle waren darüber er-  
 freut und dankten ihm für die bewiesene Humanität.  
 So war ein freundliches Verhältniß zwischen ihm und  
 der Welle'schen Familie angebahnt. Wieder nach  
 wenigen Tagen brachte er Friedrich Spielhagen's neuen  
 Roman: „In Reih und Glied“ — von dem die Damen  
 im Laufe der Unterhaltung geäußert, daß sie denselben  
 noch nicht gelesen. Ein anderes Mal gab ihm ein  
 neues Musikstück, die Vorlegung eines Kupferstiches



oder einer Photographie, welche die Damen noch nicht kannten, die Gelegenheit zu kommen. Seine Aufmerksamkeiten theilte er zwar zwischen den Damen des Hauses; daß er sich aber Elisabeth besonders gefällig zu machen suche, wurde immer unverkennbarer, auch durch eine immer lebhafter bezeigte Vorliebe für alle künstlerische und literarische Interessen, wie er sie bei der jungen Dame wahrgenommen. Eines Tages überraschte er diese sogar durch die Mittheilung, daß er in Hannover gewesen und nicht umhin gekonnt, ihren Eltern einen Besuch abzustatten. Er gab dann nicht undeutlich zu verstehen, daß er nur um dieses Besuches willen die Reise nach Hannover gemacht habe: es sei für ihn gewissermaßen ein ethisches Bedürfniß gewesen, den Vater und die Mutter zweier so seltenen, von ihm so innig verehrten Personen, wie Elisabeth und ihr Bruder, kennen zu lernen. Diese Bemerkung erst weckte plötzlich in Elisabeth's Seele den Gedanken, daß Wartenborn's Betragen gegen sie eine andere Bedeutung als die eines bloß gesellschaftlichen Interesses haben könne. Sie erhob ihren Blick, um forschend auf seinem Gesichte zu lesen, senkte aber denselben sogleich wieder;



als sie sah, wie sein Auge, mit einem sie unheimlich treffenden Glanze, das ihre zu suchen schien.

Sie war erschreckt bei dem Gedanken, ein Gefühl erweckt zu haben, das in sich selbst verglimmen und nur todte Schlacken in dem Gemüthe zurücklassen sollte.

Wartenborn fuhr indessen fort, von seinem Besuche bei den Eltern zu berichten, wie wohlwollend ihm von diesen begegnet worden, nachdem er Mittheilungen über seine freundlichen Beziehungen zu Ellernhof gemacht, welche ihm die reichste, ja eine wahrhaft beglückende Befriedigung in seiner jetzigen Garnison gewährten. Für Elisabeth wurden die Worte Wartenborn's mit jeder Minute peinlicher; und sie suchte sich denselben mit der Bemerkung zu entziehen, daß sie Fräulein Marie im Krankenzimmer des Bruders ablösen müsse. Wartenborn aber hielt sie mit den Worten auf: Noch eine Mittheilung, welche Sie gewiß interessirt, erlauben Sie mir, Ihnen zu machen. Zufällig bin ich in Hannover auch einem früheren Diener meines elterlichen Hauses begegnet, den Sie sich, wie ich von ihm erfahren, durch Ihre warme Menschenliebe und Ihren edlen Wohlthätigkeitsfinn zum ewigen Danke verpflichtet haben. Ich meine den jetzigen Gefängnißwärter Berl.



Der Name weckte in Elisabeth die Erinnerung an die theuerste, heiligste, aber auch peinlichste Stunde ihres Lebens. Daß dieselbe ihr durch Wartenborn vergegenwärtigt wurde, erfüllte sie mit einer unerklärlichen Beängstigung. Mit der äußersten Ueberwindung brachte sie die Worte hervor: Nur gegen die Frau und die Kinder habe ich Pflichten der Nächstenliebe geübt; den Mann kenne ich kaum.

Um so edler wäre es — sagte Wartenborn — wenn Sie sich jetzt seiner annehmen wollten. Er ist, wie Sie vielleicht wissen, wegen der Flucht des Herrn von Willberg vom Dienste suspendirt und bezieht demnach nur die Hälfte seines ohnehin kärglichen Gehaltes. Es ist erklärlich, daß er keinen dringenderen Wunsch hat, als wieder in sein Amt eingesetzt zu werden. Ihr Herr Vater hat darüber zu entscheiden: einige Zeilen von Ihnen könnten also den armen Kerl glücklich machen.

Elisabeth faßte alle ihre Kraft zusammen, um mit Ruhe zu erwiedern: Meinen Sie etwa, Herr von Wartenborn, daß ich meinen Vater angehen solle, jenem Manne seinen Dienst zurückzugeben? — Dann muß ich Ihnen sagen, daß mein Vater einen solchen Versuch



der Einwirkung auf seine amtlichen Obliegenheiten mit Unwillen zurückweisen würde.

Dann steht es freilich schlimm um den armen Kerl — sagte Wartenborn und erzählte mit scheinbarer Unabsichtlichkeit, aber mit scharfem Auge jede Regung in Elisabeth's Mienen beobachtend: Die Polizei hat in dieser Sache in der That die anerkanntswertheste Spürkraft entwickelt. Sie hat zunächst festgestellt, daß der Frauenhut und der Mantel, die in dem Gefängniß des Herrn von Willberg gefunden worden, aus feinem hannoverschen Geschäft entnommen wurden. Dann ergaben gewisse Merkmale des Strohhutes, aus welcher Fabrik derselbe hervorgegangen. Es ist eine berliner Fabrik. Ebenso glaubt man auch von dem Mantel, daß er in Berlin gearbeitet worden. Die an der Befreiung des Herrn von Willberg betheiligte Dame ist also höchst wahrscheinlich eine Berlinerin. Deshalb hat sich der Verdacht, durch Verletzung der Amtspflicht den eines schweren Verbrechens verdächtigen Lieutenant von Willberg befreit zu haben, vorzugsweise gegen Perl gerichtet.

Elisabeth's Gesicht hatte sich bei jedem Satze der Auseinandersetzung Wartenborn's mit einer tieferen



Blässe überzogen. Mit zitternder Stimme brachte sie nur die Worte hervor: Wenn dem so ist, dann mag es freilich schlimm um den armen Perl stehen.

Wartenborn schaute ihr mit einem höhnischen Blicke nach, als sie zur Thür hinauswankte; und als diese sich geschlossen, sagte er triumphirend: Es ist richtig: sie hat ihn befreit und sie liebt ihn! Sonst hätte sie auch nicht so gleichgiltig, ja so blind, gegen meine Bewerbungen sein können. Die freien Mägdlein verstehen alle sogleich den Lockton der Liebe und flattern neugierig und begehrlieh immer näher dem aufgestellten Netze, bis sie sich gefangen. Nun, über Dich, schöne Elisabeth, habe ich ein zweites Netz zusammengezogen, während Du schon von einem anderen umspinnen bist. Deine Ehre, selbst Deine Freiheit sind meine Sklaven; und von meiner Raune hängt es ab, was ich aus Dir selbst machen will. Fast habe ich Lust, Dich für Deine Hingebung an diese stockigen, hochmüthigen Hannoveraner zu züchtigen.

Wartenborn's Selbstgespräch wurde durch den Eintritt Mariens unterbrochen. Da sie aus dem Krankenzimmer kam, erkundigte er sich zunächst nach dem Befinden des Hauptmanns und hörte mit scheinbar



lebhaftester Theilnahme, daß derselbe bereits die größte Zeit des Tages außer dem Bette zubringe, auch schon seit einigen Tagen kurze Spaziergänge im Park gemacht habe, überhaupt seiner völligen Wiedergenesung mit raschen Schritten entgegengehe. Dann erzählte er auch dem Fräulein Welle als Etwas, das sie wegen ihres Cousins interessiren werde, von der Umsicht, mit welcher die Polizei die Spuren der weiblichen Beihülfe zur Flucht des Herrn von Willberg aufgesucht habe. Um zu erfahren, ob etwa die Welles ebenfalls an jener Flucht betheiligt seien, beobachtete er scharf, welchen Eindruck seine Erzählung auf die Hörerin mache. Aber Mariens Nerven waren fester und sie gebot den Wallungen des Blutes mit größerer Sicherheit als Elisabeth. Obwol sie innerlich bei dem Gedanken erbehte, daß Elisabeth als Befreierin Richards entdeckt und bestraft werden könnte, so zeigte sie doch die vollkommenste Ruhe, als sie auf Wartenborn's Mittheilung entgegnete: Mit aller ihrer Klugheit scheint mir die Polizei viel noch nicht gewonnen zu haben. Berlin ist zu groß, als daß die Fabrikanten wissen sollten, an wen sie diesen und jenen Gegenstand absetzen.

Aber die Zahl der Berlinerinnen in Hannover ist



klein; und unter diesen wird die Polizei die liebenswürdige Verbrecherin zu suchen haben.

Ob mein Better solche berliner Bekanntschaften gehabt, weiß ich nicht, bezweifle es aber.

Nun, ganz ohne berliner Bekanntschaften war Ihr Herr Better doch nicht. Von Ihnen selbst erfuhr ich ja von den freundschaftlichen Beziehungen, in welche er und Sie vor Jahren schon zu der Gerlow'schen Familie getreten. Von dieser kann freilich in dem vorliegenden Falle nicht die Rede sein.

Marie blickte bei diesen Worten Wartenborn's rasch auf und bemerkte zum ersten Male in dessen Augen etwas Falsches, heimlich Lauerndes, das er, wie ertappt auf einer Unredlichkeit, schnell zu verbergen und durch einen unbefangenen Ausdruck zu ersetzen suchte. Er fühlte indessen, daß ihm sein Bemühen mißlungen. Das Unbehagen darüber ließ ihn den Vorsatz, mit welchem er gekommen, den Abend in der Welle'schen Familie zuzubringen, aufgeben; und er empfahl sich bald.

Als Marie und Elisabeth am Abende eine Stunde des Alleinseins gefunden hatten, lag ihnen natürlich nichts näher, als einander Mittheilung von ihren Gesprächen mit Wartenborn zu machen. Beide waren



darüber einverstanden, daß derselbe mehr wisse oder wenigstens mehr vermuthe, als für das Geheimniß gut sei. Elisabeth aber glaubte, daß Wartenborn die Sache nur besprochen, um ihr einen warnenden Wink zu geben: sie fürchtete nicht einen Verrath durch ihn, sondern vielmehr eine Entdeckung von Seiten der Polizei. Marie dagegen meinte, daß es mit dieser Entdeckung noch im weiten Felde stehe, wol aber sei von Wartenborn Alles zu fürchten. Daß er Elisabeth liebe, sei ihr unzweifelhaft; aber wenn seine Liebe die eines offenen, edlen Gemüths wäre, würde er es gar nicht über sich vermocht haben, die Geliebte durch seine erschreckenden Mittheilungen zu beunruhigen. Sie habe ihm heute tief in's Herz gesehen und halte ihn für keinen guten Menschen. Gegen diese Meinung sträubte sich Elisabeth's idealistischer Sinn, der alle Menschen gern als edle Wesen auffaßte, Bosheit und Unredlichkeit aber nur als Verirrungen weniger Einzelner betrachtete. Wenn sie, wie Marie glaubte, nichts von den Nachforschungen der Polizei zu fürchten habe: über Wartenborn's vermuthliche Mitwissenschaft erklärte sie sich völlig beruhigt.

Darin wurde Elisabeth durch einen Brief der



Mutter bestärkt. Diese schrieb, daß Wartenborn bei seinem Besuche einen sehr angenehmen Eindruck auf sie und den Vater gemacht habe. Auch habe derselbe mit ebenso tiefer Innigkeit von Elisabeth, wie mit großer Achtung von Hermann gesprochen. Beide, Vater und Mutter, freuten sich um so mehr über die freundschaftliche Beziehung, in welche Wartenborn zu ihnen getreten, als seine Mutter eine liebe Jugendfreundin beider Eltern gewesen. Nicht ohne Absicht schien hinzugefügt, daß seine Familie zu den geachteten und wohlhabendsten des Landes gehöre. Da zudem Wartenborn seine Besuche, wie früher, in der unbefangenen Weise fortsetzte, nur die gewohnten Aufmerksamkeiten gegen Elisabeth, wie gegen die übrigen Mitglieder des Hauses erwies und mit keinem Worte des beunruhigenden Geheimnisses erwähnte, so verlor dieses rasch wieder die drohende Gestalt, in welcher er es heraufbeschworen hatte.

---



## Sechstes Kapitel.

---

Mit seiner vorschreitenden Genesung war der Hauptmann auch in nähere Beziehungen zu dem Herrn und der Frau des Hauses getreten; und dieselben hatten sich immer inniger gestaltet, je näher man sich gegenseitig kennen lernte. Herr Welle hatte früher Alles, was preussisch war, wie durch einen dichten Nebel gesehen, dessen Strahlenbrechung die Gegenstände in unförmlicher, ungeheuerlicher Gestaltung erscheinen läßt. Schon die Sonnenblicke von Elisabeth's edlem, unbefangenen Sinn hatten diesen Nebel stark gelichtet. Die glänzenden Strahlen des klaren, freien Geistes und offenen männlichen Charakters ihres Bruders sollten denselben vollends zerstreuen.

Herr Welle gehörte zu den wenigen Männern, welche die Liebe als die erste Bedingung einer wahren, nicht nur einer glücklichen Ehe betrachten. Eine liebe-lose Ehe einzugehen, erschien ihm ein Frevel wider die



sittliche Natur des Menschen. Aber zwischen einem Preußen und einer Hannoveranerin oder einem Hannoveraner und einer Preußin glaubte er unter den jetzigen Verhältnissen eine Kluft des Denkens und Empfindens aufgeworfen, welche nur durch eine Verirrung des Herzens überbrückt werden könne. Das Gebiet des allgemein Menschlichen, welches hinaus gelegen ist über allen Besonderheiten der Individuen, ein Gebiet, dem die Ideale entsteigen und auf dem die Liebe in ihrem berauschendsten Duft und ihrer glühendsten Farbenpracht erblüht — dies Gebiet war ihm unbekannt geblieben. Aber als er plötzlich erfahren, daß sein treu welfisch gesinnter Nefse für eine Tochter des gehaßten Preußenlandes in Liebe glühte, und als er diese Liebe, nachdem er Elisabeth hatte kennen lernen, wie einen Born des reichsten Glückes für Richard betrachten mußte: da hatte er sich auch mehr und mehr in den Gedanken gefunden, daß seine Tochter einen Preußen lieben könne.

Bei dem ersten Besuche in dem Krankenzimmer des Hauptmanns war er diesem vorurtheilsfrei und mit der vollen Offenheit, die ihm eigen, entgegengetreten. Die Herzlichkeit, welche Gerlow dem Vater seiner ge-



liebten Marie an den Tag legte, hatte ihn auf's  
 Angenehmste berührt, und rasch entwickelte sich zwischen  
 beiden Männern das Verhältniß eines unbedingten  
 gegenseitigen Vertrauens. Als Gerlow in seiner  
 Wiedergenesung so weit vorgeschritten war, daß die  
 Unterhaltung über bedeutsamere Beziehungen für ihn  
 keine nachtheiligen Folgen fürchten ließ, führten die  
 Vorkommnisse des Tages mit einer gewissen Noth-  
 wendigkeit zu politischen Gesprächen. Ein solches Vor-  
 kommiß war die Entlassung des Geheimraths von  
 Stockhausen aus seiner Gefangenschaft in Minden.  
 Die Frauen betrachteten dasselbe von seiner humanen  
 Seite: sie freuten sich, daß der Königin die Stütze  
 zurückgegeben worden, welche sie an der Treue und  
 Klugheit Stockhausen's fand, und daß sie dem preußischen  
 Gouvernement die Anerkennung einer rücksichtsvollen  
 Behandlung des Gefangenen zollen konnten. Herr  
 Welle dagegen sagte: Zunächst denke ich bei der ganzen  
 Sache nur an das Willkür-Regiment, welches über  
 uns geübt wird. Für den Menschen, der sich seiner  
 Rechte und seiner Würde bewußt ist, giebt es nichts  
 Empörenderes, als Millionen einer Gewalt so über-  
 liefert zu sehen, daß diese Jeden nach ihrem Belieben



heute seiner Freiheit berauben und morgen ihm dieselbe ebenso zurückgeben kann. Das heißt einen Menschen wie den Hund behandeln, den der Herr nach seiner Laune an die Kette legt oder von dieser löst. Und Anerkennung sollte ich haben für das Gouvernement, weil es ihm beliebte, einmal unter Zehnen Jemand halbwegs anständig zu behandeln? — Wäre das nicht durchweg seine Pflicht?

Es ist — sagte Gerlow — in der That eine seltsame Erscheinung, daß die Gewalthaber, welche am rücksichtslohesten das Recht mit Füßen treten und selbst die abscheulichsten Gewaltthaten verüben, schon für den Schein einer guten Handlung die ausschweifendste Anerkennung finden. Eine Erklärung dafür giebt es nur in der Gedankenlosigkeit und sittlichen Stumpfheit der großen Masse. Was aber das Verfahren des preussischen Gouvernements in Hannover betrifft, so findet dasselbe doch seine Rechtfertigung wol darin, daß es selbst kleine Willkürlichkeiten übt, um es nicht zu großen Willkürlichkeiten des Volkes kommen zu lassen, die als Verbrechen gegen Eigenthum und Personen oder gegen den Staat hart bestraft werden müßten.

Ich halte es doch — entgegnete Herr Welle —



für nur diensam zur Erstickung eines gesunden Volksbewußtseins, wenn, statt von dem Rechte harte Strafen dictiren zu lassen, die Regierung selbst das Beispiel des Unrechts giebt. Aber freilich, wo Alles auf dem Boden des Unrechts steht, muß Alles auch durch das Unrecht gestützt und erhalten werden, bis an diesem auch Alles wieder zu Grunde geht.

Sie bezeichnen da — bemerkte der Hauptmann — nur den Gang, welchen alles geschichtlich Gewesene und Bestehende bisher genommen hat. Ich will wahrlich nicht die Ansicht, welche sich jetzt überall in Deutschland als politische Weisheit des ganzen hohen und niederen, gelehrten und ungelehrten Spießbürgerthums breit macht — vertheidigen, daß dieser Gang der einzig mögliche für den Fortschritt und deßhalb auch der berechtigte ist. Ich bin vielmehr der zuversichtlichen Ueberzeugung, daß eine Zeit der Bildung und Gesittung kommen wird, in welcher der Fortschritt der Völker und der Menschheit nach Maßgabe vernünftiger Einsicht auf friedlichem Wege sich vollzieht und die Gewaltthat, die Lüge und der Trug, welche bis jetzt so oft Triumphe feierten, nur noch auf der Bank der Verbrechen eine Stelle finden.



Diese Ueberzeugung — sagte Elisabeth — sollte doch von allen Gebildeten getheilt werden.

Sie wird auch — erwiderte der Bruder — von sehr Vielen getheilt, selbst von Solchen, welche den Erfolgen der Gewalt begeisterte Lobreden halten.

Das ist ja verächtlich! — rief Marie aus —. Wenn die Männer, welche an den Fortschritt der Menschheit glauben und überzeugt sind, daß der Vernunft und Sittlichkeit über Gewalt und Unrecht in einer näheren oder ferneren Zukunft der Sieg zufallen müsse, nicht jetzt schon jede Gewaltthat und jedes Unrecht bekämpfen, sondern diesen vielmehr zustimmen, dann sind sie Lügner und Heuchler.

Die Menschheit würde freilich — lautete die Antwort Gerlow's — viel rascher über Roheit und Barbarei hinauskommen, wenn sich mit der besseren Einsicht nicht meistens Lüge und Heuchelei, sei es aus moralischer Schwäche oder aus Selbstsucht, verbände. Wir haben ja selbst erlebt, wie die große Mehrzahl der zum Theil hochgebildeten Männer, welche von der Einigung Deutschlands sich nur Heil versprachen, wenn dieselbe auf friedlichem Wege vollzogen würde, den Grafen Bismarck als den größten Staatsmann feiern,



nachdem er dieselbe mit Gewalt durchzuführen unternommen. Bei den Meisten ist diese Wandlerung eine Folge ihrer moralischen Schwäche, die es ihnen nie möglich machte, eine wahre, feste Ueberzeugung von Recht und Freiheit zu gewinnen. Sonst würden sie diese nie verleugnet, sondern an ihnen festgehalten haben.

Wie kläglich — rief Marie aus — diese Männer doch neben Johann Jacoby erscheinen, auf den sie, wie auf einen thörichten Fanatiker des Rechts und der Freiheit, mit überlegener Klugheit herabschauern! Daß sie diese mit jedem beschränkten und rohen Gesellen theilen, fällt ihnen dabei gar nicht ein.

Man wird diese, wie ähnliche Erscheinungen — sagte der Hauptmann — nur dadurch erklären können, daß unter gewissen Bedingungen sich mehr oder weniger berechtigte Ideen und Forderungen entwickeln und ausbreiten, bis sie an einem Punkte ihre Verwirklichung erlangen zu können scheinen. Auf diesen stürzt sich dann, wie das angesammelte Gewässer auf einen Deichbruch, die ganze Kraft und Masse solcher Idee und reißt Alle mit sich fort, die sich nicht mit granitnem



Geist und Charakter auf den eigenen Boden gestellt haben.

Nach allen Ihren Aeußerungen, Herr Hauptmann — sagte Herr Welle — scheint es, daß Sie die Thaten Ihres Minister-Präsidenten nicht durch den rein preußischen Augenkneifer Ihrer Herren Kameraden und die Brille Ihres Kladderadatsch-Müller und anderer großer Politiker ansehen?

Sie haben recht — lautete die Erwiederung —. Nach meinen Geschichts- und Lebensanschauungen werden in Alles, was sich durch andere als rein sittliche Mittel anbaut, Keime des Bösen und des Verderbens gepflanzt, welche eine Nemesis an den Menschen, wie an ihrem Werke üben. Und solcher Keime scheinen mir in den Thaten des Grafen Bismarck zu viele zu liegen, um seine Werke Festigkeit und Dauer gewinnen zu lassen.

Und doch leihen Sie der Weiterführung dieses Werkes Ihren Arm? — fragte Herr Welle.

Nachdem es einmal aufgeführt worden, müssen wir dies Werk, es sei auch, wie es sei, nicht nur zu erhalten, sondern auch so zu erweitern suchen, daß es das ganze Deutschland in sich aufnehmen kann.



Dazu und zu seiner Vertheidigung gegen Nord und Ost und West, deren Angriffe nicht fehlen werden, biete ich als Soldat meinen Arm. Wäre ich aber ein Politiker, dann würde ich mich wahrlich nicht dazu hergeben, die Art seiner Errichtung zu preisen, und noch weniger dazu, seine weitere, auf dem verdeckten Absolutismus gegründete Entwicklung gutzuheißen. Ich würde vielmehr überall bei den Forderungen beharren haben, die den Rechts- und Freiheits-Begriffen unserer Zeit entsprechen. Es ist eine grobe Täuschung der National-Liberalen, durch die Befestigung des Unrechts der Gewaltthaten das Recht des Friedens und durch die Begründung der Herrschaft des Absolutismus die Freiheit des Volkes aufzurichten. Die Begründung der preussisch-deutschen unitarischen Monarchie, welche man jetzt versucht, erscheint mir nur als die Saat einer Revolution. An dieser kann Deutschland zu Grunde gehen oder als Föderativ-Republik erstehen. Ein Staatsmann, welcher die Geschichte des deutschen Volkes verstanden, würde nie versucht haben, den föderativen Charakter Deutschlands zu vernichten, sondern hätte den deutschen Staatenbund auf den gegebenen Grundlagen zu einer Föderativ-Monarchie



umgestaltet. Auf dies Ziel strebten alle lebenskräftige Elemente des deutschen Volkes hin. Ein vom Glücke begünstigter Uebermuth hat uns von demselben weit und wahrscheinlich für immer zurückgeworfen. Aber der Charakter des deutschen Volkes ist dadurch nicht umgewandelt worden. Es wird die ihm angethane Gewalt abschütteln; und daß dann ganz Deutschland nach Außen hin geeinigt dastehe: darauf muß unsere vorzüglichste Sorge gerichtet sein.

Mit dieser Sorge, fürchte ich — sagte Herr Welle — werden Sie nur die Macht und Herrschaft Preußens über Deutschland befestigen helfen.

Derselbe Uebermuth — erwiderte der Hauptmann — welcher das deutsche Volk aus seinem gesunden Entwicklungsgange gerissen, wird das preußische Volk rasch genug empfinden lassen, daß es sein Glück nicht darin zu suchen habe, das übrige Deutschland in Unterwürfigkeit zu erhalten, sondern darin, mit demselben unter dem gleichen Gesetz des Rechtes und der Freiheit zu leben.

Die Männer — sagte Elisabeth — sprechen in der Politik immer von Recht und Freiheit. Diese scheinen mir aber nur die Mittel, um zur Befriedigung höherer,



idealer Anforderungen des Menschen zu gelangen. Müßte der Staat nicht, um jene Befriedigung zu gewähren, seine wichtigsten Handlungen in der Form der Schönheit vollziehen? — müßten diese Handlungen nicht die Wahrheit zu ihren Motiven und nur die Verwirklichung des Guten zum Ziele haben?

Gewiß — erwiderte Gerlow — werden die Völker auch einst diese Anforderung an den Staat machen. Wir aber stehen noch auf einer Stufe der Halbbarbarei, in welcher der Staat ein roher Bau zur nothdürftigen Erhaltung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit ist.

Zu diesem Zwecke hat man aus allen Zeiten und Völkern die Bausteine zusammengelesen und ein wunder-  
sam unförmliches Werk aufgerichtet, das wir erst einigermaßen wohnlich machen werden, wenn wir Recht und Freiheit ihm zur Hausordnung gegeben. Indessen ganz weist der Staat schon jetzt jene idealen Anforderungen nicht ab; nur sucht er sie, seinem Charakter der Halbbarbarei entsprechend, zu befriedigen. Er voll-  
zieht seine Hauptactionen mit einer gewissen Feierlichkeit, Verschwendung, Pracht und Pomp, die als Schönheit gelten sollen; er sucht sich für alle seine Aeußerungen wenigstens den Schein der Wahrheit zu gewinnen und



unterläßt nicht, bei allen seinen Handlungen zu versichern, daß sie nur das Beste des Volkes zum Zwecke haben. Auf diese Weise bringt er wenigstens dem Idealen seine Huldigungen dar, wie wenig seine Handlungen auch dem Ideal der Schönheit, der Wahrheit und des Guten entsprechen mögen. Schlimm ist nur, und zwar oft von den verderblichsten und verdamulichsten Folgen begleitet, daß der Staat, indem er seine Aufgabe für die Idealität anerkennt, sich zugleich die Befugniß anmaßt, die Gesetze für das Ideale zu geben und selbst festzustellen, was schön, was wahr, was gut ist. Dazu hat er weder den Beruf, noch die Befähigung und hemmt deßhalb viel mehr die Entwicklung des Volkes zur Idealität, als daß er sie förderte.

In diesem verkehrten Bemühen — bemerkte Herr Welle — hat Preußen unter allen deutschen Staaten vielleicht das Meiste geleistet.

Vielleicht gerade deßhalb — entgegnete Gerlow — werden von dem preußischen Volke die ersten Versuche gemacht werden, die Idealität in der Weise, wie es sein kann und sein soll, durch den Staat verwirklichen zu helfen.



Hat es dazu etwa — sagte Frau Welle ironisch — jüngst seine Vorstudien gemacht? Oder ist die allgemeine Begeisterung für Thaten des Macchiavellismus wol gar schon der Beweis für seine idealen Leistungen?

Die Thaten und die Ausnutzung derselben — antwortete Gerlow — sind doch wohl von einander zu unterscheiden. Die Thaten selbst und die Begeisterung für sie legen immerhin ein Zeugniß ab von der Befähigung zu einem idealen Aufschwunge, dessen erste Bedingung eben ein Vergessen der eigenen kleinen Interessen ist. Aber das preußische Volk ist auch strenger als irgend ein anderer deutscher Stamm geschult zur Erfüllung seiner Pflichten in allen öffentlichen und Privat-Verhältnissen. Die karge Natur seines Landes und die im Verhältniß zu dieser großen, ja übergroßen Anforderungen des Staates haben es zu keinem versumpfenden Schlendrian kommen lassen.

Nun, ich möchte doch bezweifeln — sagte Elisabeth — daß diese rastlose Arbeit, bei welcher der Mensch mehr außer sich, als in sich ist, wie das Thier mehr von äußeren Anregungen getrieben wird, als sich nach geistigen und sittlichen Forderungen selbst bestimmt — der Entwicklung zur Idealität besonders günstig ist.



Die Kulturegeschichte Deutschlands spricht auch dafür, daß der reichere und kräftigere Sinn für das Ideale nicht in Preußen, sondern in anderen deutschen Stämmen lebte, wirkte und schuf. Preußen mag in der strengeren und gröberen Arbeit für Recht und Freiheit, vielleicht auch für die Einigung Deutschlands voranstehen; für den Ausbau des Staates nach idealen Anforderungen wird es das Beste sicherlich den anderen deutschen Stämmen überlassen müssen.

Aber daß hier ein Preuße und eine Preußin die Idee des Staates in seiner edelsten Gestaltung darlegen; während wir Hannoveraner kaum noch ein Verständniß für dieselbe haben: spricht das nicht für Eure höhere ideal-politische Befähigung und Entwicklung? — wandte sich Marie an Elisabeth.

Was mich betrifft — antwortete diese — so kam die Idee des idealistischen Staates mir weder aus dem eigenen Gedanken, noch von einem Preußen. Ich fand die Anregung zu derselben in einer Schrift eines Schleswig-Holsteiners, des Professor Forchhammer in Kiel. Aus dieser auch erfuhr ich, daß bei dem edelsten Volke, von welchem die Geschichte zu berichten weiß, bei den Athenern, jene Idee schon eine Verwirklichung



wenigstens insofern gefunden hatte, als die wichtigsten Staatshandlungen mit den Formen der Schönheit umgeben wurden.

Und ich — fügte Gerlow hinzu — bin erst durch Elisabeth's Bemerkung darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Gedanke jener idealen Aufgaben des Staates für unsere Politiker ungefähr dasselbe ist, was für unsere Geographen das Innere Afrika's: er muß erst entdeckt werden.

Das politische Gespräch hatte eben seinen Abschluß gefunden, als Herr von Wartenborn gemeldet wurde. Recht willkommen war er eigentlich Niemanden im Hause; aber man hatte sich bereits an seine häufigen Besuche gewöhnt, wie etwa an das Klappern einer benachbarten Mühle, das Anfangs einen unangenehmen Eindruck macht, aber nach einiger Zeit vermißt wird, wenn es sich nicht zur gewohnten Stunde einstellt. Man würde ihn bald vergessen haben, wenn er nicht mehr gekommen wäre; aber da man auf seinen Besuch rechnen mußte, so fragte man: „warum mag Wartenborn nicht gekommen sein?“ — wenn er längere Zeit ausgeblieben war. Eine Frage des Inhalts that heute Frau Welle an ihn selbst; und er berichtete darauf,



daß er wieder einige Tage in Hannover gewesen sei, auch einen Besuch im Hause des Geheimraths von Gerlow abgestattet und die Einladung zu einer Abendgesellschaft erhalten habe. Von dieser wußte er viel zu erzählen, besonders aber das Wohlwollen zu rühmen, mit dem ihn die Frau Geheimräthin beehrt habe. Nach beendetem Berichte schlug er vor, einen Spaziergang durch den Park zu machen, da der Abend so mild und linde sei, wie selten in dem bisher so unfreundlichen Sommer dieses Jahres. Der Vorschlag wurde von dem Hauptmann und den beiden jungen Damen angenommen.

Auf dem Spaziergange wußte Wartenborn mit Elisabeth hinter Gerlow und Marie in unverfänglicher Weise weiter und weiter zurückzubleiben. Elisabeth selbst begünstigte, ohne Wartenborn's Absicht zu merken, diese, um dem Bruder und der Freundin die Gelegenheit des Alleinseins zu verschaffen, welche sich immer feltner bot, seit Gerlow einer Krankenpflege nicht mehr bedurfte. Beide waren auch bald in Gespräche vertieft, in denen sie sich des holden Glückes der Gegenwart erfreuten und ihre Hoffnungen in einer noch reicheren, schöneren Zukunft schweifen ließen. Den Liebenden,



wenn sie allein sind, gleicht das Leben einem klaren Born, in welchem Alles, was ihm nahez, hell und freundlich widerspiegelt; und blicken sie von demselben auf, so windet er sich hin durch blumige Gestade, die sich mehr und mehr erweitern, an freundlichen Dörfern, stolzen Schlössern und glänzenden Städten vorüberziehen. Aber was der Born war — das helle, freundliche Spiegelbild der Gegenwart — bleibt der Bach, bleibt der Fluß, der Strom, der nimmer von dem Meere verschlungen wird, um in der Unendlichkeit zu verschwimmen. Das Leben in der Liebe ist selbst die Unendlichkeit, ist ewig und endet nie vor dem entzückten Auge, das im selbsteigenen Glanze, wie die Sonne, strahlt.

So waren Hermann und Marie dahingewandelt weit hinaus über Zeit und Ziel, welche bei größerer Beachtung beider sie zu früherer Umkehr bewogen hätten. Sie bemerkten nicht, wie das Zwielft mit leisen Schauern die Waldpartie, durch welche sie schritten, zu umweben begann, während goldiger Schimmer auf den grünen Blättern sich träumerisch wiegte und rosiger Glanz, wie ein Abschiedsgruß des Tages, die hohen Stämme bald hier, bald dort umspielte. Plötzlich



traten sie auf eine Lichtung. Rings umschlossen, hier von dunklen Tannen, die einzeln auf hohen Stämmen trotzig dastanden und ihre schweren Schatten über eine Waldwiese warfen, dort von jungen grünen Eichen, die noch ihre Nester und Zweige traulich in einander schlangen und ein Saatsfeld zu schützen schienen, während ein einsamer Waldweg sie durchzog. Hinter ihnen war die Sonne eben versunken. Ihren farbenglänzenden, goldumsäumten Mantel aber, in welchen die Königin der Erde sich bei ihrem Scheiden hüllt, wenn sie ihre Wiederkehr in strahlender Herrlichkeit verheißt, breitete sie noch weithin aus. Unter dem magischen Schimmer desselben athmeten Feld und Wald und Wiese eine schweigende Einsamkeit, einen regungslosen Frieden.

Hermann und Marie waren überwältigt von der ruhigen Erhabenheit eines Schauspiels, welches viel tausend Male über dies Fleckchen Erde dahin gezogen sein mochte, bevor eines Menschen Auge sich andachtsvoll in dasselbe versenkte. Sie schlossen sich fester an einander und ließen schweigend den Blick schweifen von der Farbenpracht des Himmels zu der sich in dunkle Schatten fleidenden Erde, von den hohen Tannen zu dem niedrigen Saatsfelde, von den schlanken, jungen



Eichen zu dem gewundenen Waldwege, auf dem vor Jahrhunderten schon Menschen mit ihren stillen Schmerzen und ihrer lauten Freude, mit edlen Entschlüssen zur muthigen That und bösen Anschlägen zum feigen Verbrechen daher gezogen sein mochten.

Mit elektrischem Schlage werden durch das Auge Gefühle wach gerufen, welche sich langsamer zu Gedanken und Worten wandeln.

Wie oft — unterbrach Gerlow das sinnende Schweigen — habe ich, als Knabe und Jüngling, gewünscht, der untersinkenden Sonne zu folgen, im rastlosen Kampfe und Genuße über die Weiten der Erde zu schweifen! Und nun, eben zum Manne gereift verlange ich Nichts — fügte er, Marien treu und zärtlich in's Auge blickend, hinzu — als einen still verborgenen glücklichen Frieden, wie dieses Stückchen Natur ihn feiert. So im bescheidenen Hause und engen Kreise ein glücklich ruhiges Leben abzuspinnen an der Seite meiner geliebten Marie: das ist der Inhalt meiner höchsten Wünsche.

Möge uns denn — sagte Marie, seinen Blick mit Innigkeit erwidern — die schöne Befriedigung eines Daseins werden, das sich in der Ausübung des Lieben



und Guten und in dem Zurückempfangen des Lieben und Guten erfüllt!

Wohl, theure Marie, ergänzest Du meinen Wunsch; und wenn er so seine Erfüllung findet, dann wird unser Leben auch in uns und um uns den ganzen Reichthum edler Gedanken und schöner Gefühle, in denen der Mensch sich seiner menschlichen Würde und Hoheit bewußt wird, zur Blüte und Frucht reifen lassen.

Bei diesen Worten Gerlow's hatten sich die Liebenden zur Heimkehr gewandt. Schweigend und indem nur ein leiser Druck der Hände von dem Nachflange einer heiligen Minute redete — schritten sie durch die bereits in nächtliches Dunkel gehüllte Waldpartie. Als sie aber aus dieser heraustraten auf die weite Wiese, mit deren Duft ein sanfter, lauer Windzug sie umfächelte, während das milde Licht des Mondes, von der dunkeln Bläue des Himmels herab, über Wiese, Busch und Bäume ausgegossen lag: da blickten sie einander wieder in das verklärte Auge; und, an seine Brust sinkend, flüsterte Marie: „Hermann, welche unnennbare Seligkeit erfüllt mein Herz, und Dir verdanke ich sie!“ — Hermann aber schloß sie fester an seine Brust, indem er sagte: „Solche Seligkeit ist die Tochter einer Se-



cunde und ihr Leben währt auch nur Secunden. Sonst sprengte sie die Menschenbrust. Aber ihre Stimme hallt nach, wie ein Weckruf zu allem Schönen und Edlen, selbst über Jahre hinaus. Möge sie uns oft genug wiederkehren, daß ihr Ton uns nie verflingt!"

Die Liebenden hatten unter Gesprächen, welche bei ihrer Stimmung mehr Ergüsse des Herzens als Austausch der Gedanken sein mußten, den Rand der Wiese erreicht und betraten ein kleines Gebüsch, auf dessen Bank sie zu ihrer Verwunderung Elisabeth allein und so in sich versunken fanden, daß dieselbe ihr Nahen erst bemerkte, als sie bereits vor ihr standen.

Wartenborn hatte, als er den Hauptmann und Marie weit genug voraus glaubte, um ungestört mit Elisabeth sprechen zu können, sich an diese mit der Frage gewandt: Meinen Sie wol, gnädigstes Fräulein, daß ich ohne besondere Absicht in so kurzer Zeit zweimal nach Hannover gereist bin?

Ich habe weder Anlaß, noch Berechtigung, Herr von Wartenborn, Ihren Absichten nachzuforschen — antwortete Elisabeth, in welcher sogleich die Besorgniß aufstieg, daß sie mit Unrecht aus seinem Benehmen der letzten Wochen geschlossen, die Leidenschaft für sie,



welche sie in seinen Mienen gelesen, sei eine Täuschung gewesen.

Sie wollen sagen, daß Sie keinen Antheil an mir und meinen Geschicken nehmen? — fragte Wartenborn im Tone halb des Zweifels, halb eines leisen Vorwurfs.

Eine so harte Aeußerung glaube ich nicht ausgesprochen zu haben.

Also darf ich hoffen, Fräulein Elisabeth, daß Sie mir, daß Sie meinen Gefühlen eine Theilnahme schenken, die ich als mein theuerstes Glück empfinden würde! — sagte Wartenborn, mit weicher und wie von Erregung zitternder Stimme.

Sie belieben, meinen Worten die gesteigertste Deutung zu geben.

O, wenn Sie nur die geringste Ahnung von der Verehrung haben, welche in meinem Herzen für Sie glüht, dann spannen Sie mich nicht mit dunklen Antworten auf die peinlichste Folter — bat Wartenborn.

Aber, mein Herr — erwiderte Elisabeth im abweisendsten Tone — ich habe auf Ihre erste Frage eine so bestimmte Antwort gegeben, daß ich eine weitere Erörterung derselben nicht erwartete.



Nun wohl! Fräulein Elisabeth, meine erste Frage, hoffte ich, würden Sie sich beantworten können und mir ihre Erklärung erleichtern wollen. Sie wollen nicht, und so wage ich, Ihnen die Erklärung zu Füßen zu legen. Ich war nur in Hannover, um die Gunst, das Wohlwollen Ihrer verehrten Eltern zu gewinnen, und ich darf hoffen, daß dieselben mich nicht unfreundlich empfangen werden, wenn ich das Glück hätte, an Ihrer Hand, theure, angebetete Elisabeth, in den Familienkreis der Ihrigen eingeführt zu werden — sagte Wartenborn, indem er Elisabeth's Hand ergriff, um sie an seine Lippen zu führen.

Elisabeth entzog ihm rasch ihre Hand und erwiderte mit einem Anflug von Unwillen: So wenig Anlaß und Berechtigung ich mir beilegte, in Ihre Absichten einzudringen, ebenso wenig Anlaß und Berechtigung gab ich Ihnen, mir dieselben zu erklären.

Um so mehr Anlaß und eine um so größere Berechtigung — sagte Wartenborn im ernsteren, aber immer noch schmeichelnden Tone — dürften mir die Umstände dazu geben. Nach der Mittheilung, die ich Ihnen vor einigen Wochen machte, weiß ich um Ihre Mitschuld an der Befreiung und Flucht jenes Lieutenants



von Willberg. Als Offizier und Diener meines Königs bin ich verpflichtet, davon Anzeige zu machen, wenn nähere Bande zwischen Ihnen und mir von solcher widerwärtigen Pflicht mich nicht befreien. Theure Elisabeth, es ist der höchste Wunsch meines Lebens, durch solche Bande Ihnen ewig anzugehören: ich liebe Sie heiß, innig, mit der ganzen Kraft meines Herzens!

Mit diesem Ausruf war Wartenborn rasch vor Elisabeth hingetreten, hatte ihre beiden Hände ergriffen und suchte sie an seine Brust zu ziehen. Elisabeth hatte sich im Augenblick seinen Armen entwunden und zurücktretend sagte sie mit einem Blick voll Empörung: Sie beleidigen mich, Herr von Wartenborn; und ich bitte Sie, mich zu verlassen.

Das soll geschehen — erwiderte er mit erzwungener Ruhe —. Aber was die Liebe nicht vermag, erzwingt vielleicht die Nothwendigkeit, freilich in unerwünschterer Weise. Bedenken Sie, Fräulein von Gerlow, wenn ich genöthigt bin, von Ihrer Mitschuld an einem Verbrechen den Gerichten Kunde zu geben: so haben Sie durch den nächtlichen Besuch, welchen Sie einem jungen Manne machten, Ihre weibliche Ehre nicht nur für immer eingebüßt; sondern die Verleitung eines



Beamten zu einer groben Verletzung seiner Dienstpflicht und die Befreiung eines der schwersten Schuld verdächtigen Menschen sind Verbrechen, welche das Gesetz mit harten, entehrenden Strafen belegt. Ich lasse Ihnen acht Tage Zeit, zu überlegen, ob es gerathener ist, Frau von Wartenborn zu werden oder in ein Zuchthaus zu gehen.

Mit einer kalthöflichen Verbeugung hatte Wartenborn sich abgewandt, während Elisabeth einige Minuten, wie in ein Marmorbild gewandelt, dessen Züge nur der Ausdruck sittlichen Abscheues belebt, regungslos dastand, dann, das Gesicht mit beiden Händen, wie vor dem Anblicke einer Schreckgestalt, bedeckend, auf die zur Seite stehende Bank hineilte und dort in sich zusammenbrach. So fanden sie Hermann und Marie, denen sie nur mit der äußersten Selbstüberwindung den Vorgang berichtete, durch den sie sich selbst entwürdigt fühlte. Nur mit Mühe gelang es Marien sie einigermaßen darüber zu beruhigen, indem sie darlegte, daß Elisabeth, ohne jegliche Schuld an dem unverschämten Betragen Wartenborn's, diesem allein die Unwürdigkeit des ganzen Vorganges beizumessen habe. Der Hauptmann erfuhr jetzt erst, daß seine Schwester die Heldin



einer bisher immer noch unerklärten, abentheuerlichen Flucht sei, welche so vielfach Gegenstand der Unterhaltungen und der seltsamsten Vermuthungen gewesen war. Durch die Rolle, welche seine Schwester gespielt, in Verwunderung gesetzt, erregte Wartenborn's Kenntniß von dem Geheimniß und dessen Absicht, dasselbe zu mißbrauchen, seine Besorgniß, wie seine Enttäuschung. Die Schwester beruhigte er aber mit der Versicherung, daß sich noch mehr als ein Mittel, die Drohung Wartenborn's zu vereiteln, werde finden lassen. Ein solches Mittel glaubte Gerlow schon gefunden zu haben, bevor er noch mit seinen Begleiterinnen das Haus wieder betrat. Zur Ausführung desselben glaubte er die Hülfe des Herrn Welle in Anspruch nehmen zu müssen. Deßhalb theilte er, als Herr und Frau Welle fragten, warum Herr von Wartenborn nicht, wie er sonst bei seinen Besuchen pflegte, zum Abendessen geblieben sei? — den Grund mit und fügte zugleich hinzu, auf welche Weise er glaubte, Elisabeth vor den Folgen der von ihrer Liebe zu Richard eingegebenen That schützen zu können. Richard müsse von Holland aus sich mit einem Begnadigungsgesuche an den König wenden; durch den Einfluß des Geheimraths



werde dasselbe um so wahrscheinlicher Gewährung finden, als die Regierung gern ebenso durch eine Handlung der Großmuth, wie durch die freiwillige Unterwerfung eines entschiedenen Anhängers des Welfenthums einen günstigen Eindruck auf die Stimmung des Landes machen werde. Sei aber Richard begnadigt worden, dann werde es ein Leichtes sein, dieselbe Gnade auch auf die Begünstiger seiner Flucht ausgedehnt zu sehen. Der Gefängnißwärter werde freilich sein Amt verlieren, und seine Zukunft werde man dann sicher zu stellen haben. Es komme nur darauf an, Richard zur Einreichung des Gnaden- gesuches zu bewegen; und diese Aufgabe werde Herr Welle am geeignetsten lösen.

Herr Welle aber erwiederte: So innig und lebhaft ich wünsche, jede Gefahr von dem Haupte unseres lieben Fräuleins Elisabeth abgewendet zu sehen, so bin ich doch außer Stande, Richard zu dem vorgeschlagenen Schritte zu rathen. Wenn ich mich auch der Gewalt des Königs von Preußen unterwerfe, nachdem Sie, Herr von Gerlow, mich überzeugt, daß unser Land sich derselben wahrscheinlich nie wieder entziehen wird, und wenn ich deshalb mich an keinem Unter-



nehmen gegen dieselbe betheiligen werde: so kann ich doch nie freiwillig einen Schritt thun, welcher ihre Rechtmäßigkeit anerkennt. Dagegen sträubt sich ebenso mein Gewissen, wie meine Ueberzeugung von dem Rechte, welches die Gesittung unserer Zeit den Völkern gegeben hat, nicht wie ein todter Besitz behandelt zu werden. Was ich aber selbst aus tiefster Rechtsüberzeugung abweise: dazu kann ich einen Andern nicht zu bewegen suchen.

Marie unterstützte die Weigerung des Vaters mit der Meinung, daß sich Richard sicherlich nicht zu einem Gnadengesuche herbeilassen werde. Die Mutter dagegen stellte in Zweifel, wie sich Richard entschließen werde, wenn Elisabeth ihm die Lage der Sache darstelle und namentlich die Gefahr hervorhebe, in welche ihre edelmüthige Hingebung für ihn sie gebracht. Es sei dann doch sehr möglich, daß er sich zu dem Schritte verstehe, den Alle wegen seines Zieles als erwünscht und für Richard's Glück selbst am zuträglichsten anerkennen müßten. Elisabeth aber erklärte auf's Bestimmteste, daß sie nie versuchen werde, einen zwingenden Einfluß auf des Geliebten Ueberzeugung zu üben. Ihr Leben selbst sei ihr nicht so lieb, um Richard zu



einer Untreue gegen sich selbst zu bewegen. Gerlow endlich meinte, daß es unrecht sein würde, den Herrn von Willberg nicht wissen zu lassen, wodurch er seinen und Elisabeth's Geschicken eine entscheidende Wendung geben könne. Möge er sich dann entschließen, wie er es vor sich selbst verantworten könne. Deßhalb werde er demselben den Stand der Sache mittheilen. Und er führte noch an demselben Abend seine Absicht aus.



## Siebentes Kapitel.

---

Der Hauptmann war so vollkommen wieder hergestellt, daß er in den nächsten Tagen den Dienst wieder antreten konnte. Nur wollte er, wie es mit den Eltern brieflich verabredet worden, die Schwester nach Hannover begleiten und selbst dort einige Tage zubringen. Er wünschte aber auch die Geliebte den Eltern zuzuführen, damit sie Gelegenheit habe, diesen sich vertraulich und innig anzuschließen. Deßhalb hielt er förmlich bei Mariens Eltern um deren Hand an und erhielt eine Zustimmung, welche die Mutter in ihrem Herzen sogleich gegeben, als sie nicht mehr zweifelte, daß die Liebe ihr beglückendes Band um Marie und Gerlow festgeschlungen hatte. Der Vater opferte seine ursprüngliche Abneigung gegen die Verbindung seiner Tochter mit einem Preußen und vollends mit einem preussischen Offizier nur schwer dem Glücke der Tochter



und der Achtung vor der edlen Persönlichkeit Gerlow's. Aber als dieser seine Bewerbung vortrug, hatte Herr Welle schon längst derselben mit dem Entschlusse entgegengesehen, seine herzliche Einwilligung zu geben; obgleich er wohl wußte und schmerzlich empfand, daß die neuen Familienbände manchen Bund alter Freundschaft lösen würden.

Gerlow's Eltern waren über die Wahl ihres Sohnes lebhaft erfreut, da sie Marie bereits bei dem gemeinsamen Aufenthalte in Homburg lieb gewonnen hatten und alle sonst in Betracht kommenden Verhältnisse ihnen nur genehm sein konnten. Das Wiedersehen war auf allen Seiten ein hoch erfreuliches und das Beisammensein in einer befriedigten Gegenwart mit dem Blicke auf eine nahe Zukunft, welche einen neuen Lebenskreis an den alten glückverheißend schließen sollte, stimmte so behagens- und hoffnungsvoll, wie die weiche Atmosphäre eines angenehm erwärmten Zimmers, von welchem aus man auf das Heranblühen eines neuen Frühlings sieht. Nur ein dunkler Schatten wurde über das freundliche Familienbild geworfen durch die Ungewißheit über Elisabeth's Geschick. Nach dem Einlaufen der Antwort von Richard glaubte Gerlow, den Eltern



eine Mittheilung über die ganze Sache, von der sie nicht die geringste Ahnung hatten, machen zu müssen.

Richard's Brief lautete:

Freund und Bruder! So nenne ich Sie, weil zu dem Einen Ihr um mein und Elisabeth's Loos so treu besorgtes Schreiben und zu dem Anderen Elisabeth's Liebe mir das Recht giebt. Ihrem Rathe würde ich folgen, wenn ich könnte und dürfte. Die Sache meines Königs ist für mich die Sache des Rechtes und der Ehre. Ich bin kein Rechtsgelehrter und kann die Gründe nicht widerlegen, aus denen meinem König seine Krone mit Recht genommen sein soll; aber ich weiß, daß Gewalt nicht Recht ist, und daß man unseren Tagen darüber nicht das Urtheil roherer Zeiten wieder aufdringen wird. Ich bin kein Philosoph und kann keine Erklärung von Ehre geben; aber ich weiß, daß Wort- und Treubruch den Mann ehrlos machen, und daß ihn gegen dieses auch nicht mehr, wie in früheren Zeiten, die Uniform eines Offiziers oder der Ausspruch eines Ehrenrathes schützt. Ich könnte Ihnen noch sagen, daß meine Ahnen an der Seite Heinrichs des Löwen gekämpft und sieben Jahrhunderte hindurch bis auf diesen Tag die Schlachten der Welfen



schlagen halfen, und daß ich nicht ein Band zerreißen kann, das so viele Geschlechter heiligten. Aber wüßte ich auch Nichts von solchem Bande: ich würde es als Deutscher und als Mensch wie die tiefste Schmach empfinden, daß ich mir einen Fürsten nehmen und einen Herrn setzen lassen soll. Alle diese Gründe sind vielleicht nicht vor dem Ausspruche eines weisen Staatsgerichtshofes gerechtfertigt; aber sie sind die Gründe eines einfachen Menschenverstandes und eines gesunden Rechtsgefühls, die ich mir durch keine Klugeleien verkümmern, durch keine Gewalt nehmen lasse. Die Sache meines Königs ist freilich, wie Sie sagen, hoffnungslos geworden, und ich kann ihr nicht mehr dienen; einem anderen Monarchen aber will ich nicht dienen. Deßhalb werde ich nach Nordamerika auswandern, um mir dort eine neue Heimath zu gründen. Ich gedachte, allein zu gehen und eine Stätte zu bereiten, welche mit mir zu theilen, ich einst meine geliebte Elisabeth bitten dürfte. Der Verrath, welcher die Theure bedroht, läßt dazu nicht die Zeit. Befürworten Sie deßhalb bei Ihren Eltern, Elisabeth sogleich mit mir gehen zu lassen! Ich werde sie schützen und wahren, wie mein höchstes Kleinod, wie meiner Augen



Licht. Aber kennen Sie einen anderen Ausweg und beschließen diesen die Eltern, so unterwerfe ich mich willig, wenn er mir nur die Aussicht offen läßt, den Frieden und die Kämpfe, das Glück und die Schmerzen des Lebens mit meiner Elisabeth zu theilen. In der festen Zuversicht, daß Sie für die Erfüllung dieses meines heißesten und heiligsten Wunsches mit Wort und That eintreten, grüßt Sie voll brüderlicher Achtung  
Ihr

Richard von Willberg.

Elisabeth bat Richard, die Gründe, aus denen er dem Rathe des Bruders nicht folgen könne, aus seinem Briefe an diesen zu entnehmen. Er würde sich ihrer unwürdig machen, wenn er trotz derselben sich dem König von Preußen unterwerfe. Sein innigster Wunsch sei, mit ihr vereinigt zu werden; und mehr noch als die äußeren Mittel, welche er besitze, fühle er die eigene Kraft, zu schaffen und zu erwerben, damit er seine geliebte Elisabeth mit allem Reichthum des Daseins umgeben sehe. Nur ein reiches Leben sei des Lebens werth: es erhöhe der Frauen Anmuth und Schönheit, des Mannes Muth und Thatkraft und befreie die Menschen von dem Zwange sklavischer Arbeit,



die den hohen und edlen Sinn bricht und an Niedrigkeit im Empfinden, Denken und Wollen gewöhnt. Was er für jeden Menschen wünsche, müsse und werde er der geliebten, holden Gefährtin seines Lebens bieten.

Beide Briefe theilte der Hauptmann den Eltern mit, nachdem er sie zu ihrem nicht geringen Staunen und schließlich zum wahren Erschrecken von der Liebe Elisabeth's zu Richard und von der bedrohlichen Lage unterrichtet hatte, in welche sich Elisabeth durch diese Liebe versetzt hatte. Beide Eltern gestanden, daß sie, statt dieser in vielfacher Beziehung so bedenklichen Neigung Elisabeth's, die Anknüpfung eines ernstesten und innigen Verhältnisses Wartenborn's zu derselben erwartet hatten. Dieser war ihnen als ein zwar unbedeutender, aber ehrenhafter und liebenswürdiger Mensch erschienen. Daß er seine Drohung gegen Elisabeth wahr machen würde, hielten sie für unmöglich; aber für noch unmöglicher die Verbindung Elisabeth's mit einem Manne, der im Stande gewesen, eine solche Drohung auch nur anzudeuten. Die Eltern so wenig, wie der Bruder zweifelten daran, daß Elisabeth ihrer Liebe zu Richard treu bleiben werde; und unter den gegebenen Umständen mußten sie die Auswanderung



Beider nach Amerika für das Rathsamste halten. Der Vater indessen erklärte sich auf's Bestimmteste dagegen, daß Elisabeth sogleich mit Richard davon ziehe, indem er sagte: Das Rechtsgefühl Willberg's können wir nicht tadeln, da es ein leider zu begründetes ist und auch ein zu starkes Element seiner ganzen Persönlichkeit zu bilden scheint, als daß es sich abschwächen oder verlieren könnte. Ein verständiger Mensch sollte freilich sein Gefühl in diesem politischen Wirrwarr gar nicht mit-sprechen und sich durch denselben in seinen sonstigen Zwecken und Interessen beirren lassen. Die herrschende Politik ist zu widerwärtig für das Gefühl eines ehrlichen Mannes. Alles, was mit einer macchiavellistischen Politik, mit muthigen Reden und feigen Beschlüssen der Charakterlosigkeit und der jämmerlichsten Interessen zusammengeflocht wird, gleicht den Schwindelbauten großer Städte, deren Zusammensturz jeden Augenblick zu befürchten steht. Gleichwol sehen wir uns alle in den Wirbelwind dieser Politik hineingezogen, um zu Boden geworfen, wol gar zerschmettert oder emporgetragen zu werden. Daß Willberg sich hinausrettet, ist das Verständigste, was er thun kann. Aber seine beiden Briefe tragen das Gepräge einer romantischen Lebens-



anschauung, die noch gar sehr einer Vermittelung mit der Wirklichkeit unserer in allen Privat-Verhältnissen sehr nüchternen Zeit bedarf. Gewinnt er diese Vermittelung und stellt er sich auf den festen Boden einer ernsten Thätigkeit, dann können wir Elisabeth seiner Liebe und seiner Ehrenhaftigkeit anvertrauen; dann mag er sie nach Amerika hinüber holen.

Dieser Ansicht des Vaters traten auch die Mutter und Hermann bei. Der Letztere wollte versuchen, Elisabeth gegen die Drohung Wartenborn's zu schützen. Mißlinge dieser Versuch, so müsse man andere Wege auffuchen, um Elisabeth nicht in einen Kriminal-Prozeß gerathen zu lassen, dessen Ausgang bei ihrer Wahrheitsliebe nicht zweifelhaft war.

Die Mutter unterrichtete Elisabeth von dieser Besprechung und deren Ergebnis.

Liebe Mutter — erwiederte Elisabeth — Ihr habt über mein Geschick so wohlwollend berathen und so einsichtig beschlossen, wie ich es nur von Eurer Liebe erwarten konnte; aber verzeihe, daß ich Euren Beschluß anders wünschte. Seit wir hier in Hannover sind, hat die deutsche, ja die europäische Atmosphäre angefangen, mich zu bedrücken, mir den freien Geistes-Athem zu



rauben. Alles, was ich hier gesehen und gehört, hat mir das Bewußtsein aufgedrängt, daß hier Kämpfe gekämpft werden, die wahrlich nicht des Schweißes der Edlen werth sind. Hier handelt es sich mit keiner Ahnung um eine Befreiung der Menschheit von geistigen und leiblichen Leiden, um irgend einen Fortschritt zur höheren Gesittung und Veredlung oder zu einer Hebung der bedrückten untern Volksschichten. Ein Streit der Herrschsucht wird mit den gehässigsten Mitteln, zum Theil von verächtlichen Personen, geführt. Was kümmert mich das Haus der Welfen, das Haus der Hohenzollern! Mir ist es gleichgiltig, ob sie wie bunte Seifenblasen in den untersten Luftschichten plazen oder wie glänzende Meteore am Himmel verschwinden. Wenn wahrhaft menschliches Denken und Empfinden einst die Feder der Geschichtschreibung führt, werden die kleinen und großen Frevler des Schauspiels, in welchem wir, gezwungen, unsere Nebenrollen spielen, mit Verachtung bei Seite geworfen. Eine tiefere Theilnahme wird man nur jener Königin auf der Marienburg zollen. Wie sie in Liebe dem Lande zugethan, von diesem Liebe zurückempfang, trotz der gehässigen Abwehr stets wacher Schergen; und wie sie, eine



Märtyrerin der Politik ihres Gatten, Uebermuth und Hohn mit königlichem Stolze trug: das wird einst die Geschichte mit menschlichem Rühren erzählen und die Kunst idealisch verklären.

Und was — fragte die Mutter — sollen mir diese geschichts-philosophischen Erwägungen? — Freilich sind sie echt weiblich; was sie aber mit der Entscheidung über Dein Loos zu schaffen haben, das begreife ich nicht.

Nun! — erwiderte Elisabeth — ich sehne mich hinaus aus dieser alles wahrhaft menschliche Denken und Empfinden ertödtenden politischen und socialen Stickluft; ich will frei aufathmen, frei um mich schauen, mir selbst angehören; ich will meiner selbst froh werden in eigener Freude und eigenem Glück und trauern, wenn es sein muß, im eigenen Schmerz und eigenen Unglück; ich will abwerfen die Theilnahme für Personen und Dinge, die meinem Herzen so fremd sind, wie die Barbareien der Neger-Könige.

Mein liebes Kind — sagte die Mutter — das sind schöne Phantasien. Du wirst sie nirgend auf der civilisirten Erde verwirklichen können, wo Du mit den Menschen und ihren Leidenschaften in Berührung trittst.

Mehr aber doch als hier in dem freien Amerika,



wo wenigstens das Recht ein Mensch zu sein anerkannt worden. Laßt mich mit Richard ziehen!

Wir wollen das ja nicht hindern; aber wir wünschen, so weit es überhaupt möglich ist, zuvor Deine Zukunft äußerlich gesichert zu sehen.

O, die weisen Rathschläge der Menschen, die so selten den Gang des Schicksals wenden!

Sollen wir denn mit verbundenen Augen unsere Loose aus des Schicksals Urne ziehen?

So sei es denn! Möget Ihr den letzten Schritt bestimmen, der mich aus Eurer Mitte führen soll, in der nur Liebe und Treue mich umfassen — sagte Elisabeth, indem sie voll tiefer Bewegung an die Brust der Mutter sank.

Nachdem in der Gerlow'schen Familie die gewohnte Offenheit und Klarheit wieder gewonnen worden, in welcher jeder Zug und jede Regung in der Seele des Einen den Anderen treu, wie ein Lichtbild, hervortrat, verlebte man noch gemeinsam einige Tage reicher Befriedigung. Dann mußte der Hauptmann in seine Garnisonstadt zurückkehren. In vierzehn Tagen — so war verabredet worden — sollten die Eltern, Elisabeth und Marie in Ellernhof sein, um die Verlobung Hermann's und Mariens zu feiern.



Inzwischen hatte der Hauptmann zu versuchen, ob er die Intrigue Wartenborn's gegen seine Schwester zerlegen könne.

Wartenborn empfing den Hauptmann, als dieser bei ihm eintrat, mit scheinbarer Unbefangenheit, da er glauben konnte, daß der Besuch nur einer Höflichkeit gelte. Der Hauptmann ließ ihn indessen darüber nicht lange in Zweifel. Nach einer kalten Begrüßung sagte er: Sie haben, Herr von Wartenborn, meine Schwester mit einer Denunciation bedroht —

Das keineswegs! — unterbrach ihn Wartenborn. — Ich habe Fräulein von Gerlow nur davon unterrichten zu müssen geglaubt, daß meine Pflicht als Offizier und treuer Unterthan des Königs mir gebieten könnte, den Gerichten die Mittheilung von einer in menschlicher Beziehung ja sehr ehrenwerthen, vor dem Gesetze aber strafbaren Handlung zu machen. Ich habe ferner dem Fräulein von Gerlow den Ausweg bezeichnet, auf welchem ich dieser unangenehmen Pflicht überhoben werden könnte.

Genaue Erfundigungen, die ich in Hannover eingezogen, haben mich aber überzeugt, daß Ihr Verdacht gegen meine Schwester nur auf Vermuthungen beruht, welche Sie aus verschiedenen Thatfachen schöpfen.



Das würde an der Sache und an meiner Pflicht nichts ändern.

Doch wol sehr viel! Es kann nicht zu den Pflichten eines Offiziers gehören, das Vertrauen, welches ihm seine Stellung als Offizier in einer Familie erweckt, zu polizeilichen Nachforschungen zu benutzen, an diese mehr oder weniger begründete oder unbegründete Vermuthungen zu knüpfen und dann als Denunziant aufzutreten.

Darüber zu entscheiden, dürfte meine persönlichste Angelegenheit sein.

Sie irren! Ich würde es zur Sache des Ehrenrathes machen und zweifle, daß dieser Ihr ganzes Verhalten gegen meine Schwester mit der Ehre eines Offiziers vereinbar finden würde.

Der Zweifel ist beleidigend für mich!

Ich bin nicht gekommen, Herr von Wartenborn, um Sie zu beleidigen, sondern nur, um Ihre Entscheidung darüber zu hören, ob Sie Ihr Ehrenwort geben wollen, die Vermuthungen, welche Sie sich über eine Betheiligung meiner Schwester an der Flucht des Herrn von Willberg gebildet haben, mit ewigem Stillschweigen zu vergraben. Entgegengesetzten Falls würden



Sie mich nöthigen, dem Ehrenrathe die Frage vorzulegen, ob die Schritte, welche Sie an jene Vermuthungen zu knüpfen, meiner Schwester androhten, Ihnen gestatten, noch länger dem Offiziercorps anzugehören.

Wartenborn hatte mit jedem Worte Gerlow's das Vertrauen zu seiner Sache mehr verloren. Er zweifelte nicht mehr daran, daß der Ehrenrath dieselbe ebenso auffassen werde, wie der Hauptmann, zumal wenn dieser, der in der größten Achtung bei seinen Kameraden stand, als Ankläger gegen ihn auftrat. Deßhalb hielt er es für gerathen, mit Keinecke Fuchs, als er vergebens ein Huhn zu erhaschen gesucht, zu sagen: „Hab' ich es doch in Gedanken gethan.“ Es sei ihm nie ernstlich beigefallen, sagte Wartenborn, eine Denunciation gegen Fräulein von Gerlow anzubringen. Wie er dazu gekommen, etwas der Art zu drohen, wisse er selbst nicht. Das würde er auch sogleich dem Hauptmann erklärt haben, wenn dieser die Sache weniger ernst behandelt hätte. Wenn indessen diesem daran liege, sein Ehrenwort zu haben, daß er von der Geschichte nie sprechen werde, so stehe er durchaus nicht an, dasselbe zu geben.

Gerlow theilte den erwünschten Ausgang der Sache,



welche mindestens die ganze Familie zum Gegenstande eines widerwärtigen Klatsches hätte machen können, sogleich dem Vater mit. Ebenso schrieb er an Richard, daß dieser seine Entschlüsse unabhängig von Rücksichten auf die Gefahr, welche Elisabeth bedroht hatte, fassen könne. Von der Bedingung, an welche die Eltern die Vereinigung der Liebenden knüpften, war Richard schon durch Elisabeth unterrichtet worden. Wie theuer ihm auch der Gedanke gewesen, das Land seiner Zukunft an der Geliebten Hand zu betreten, unter ihren Augen und nach ihren Wünschen die Stätte des ersehntesten Glückes zu bereiten: so mußte er doch die Forderung der Eltern, daß dieselbe erst fest begründet sein solle, bevor sie die geliebte Tochter in das ferne Land ziehen ließen, als berechtigt anerkennen. Er stattete den Eltern einen ebenso freudigen Dank ab für ihre Zustimmung zu der Wahl der Tochter, wie für ihre treue Sorge um sein und Elisabeth's Geschick; von dieser aber nahm er einen hoffnungsvollen Abschied für das beglückendste Wiedersehen.

Richard's Briefe waren an demselben Tage in Hannover angekommen, an welchem die Eltern mit Elisabeth und Marie zur Verlobung nach Ellernhof reisten.



Die Verlobung wurde im engsten Familienkreise gefeiert. Nur zwei Menschen befanden sich in demselben, welche neben den freudigen Hoffnungen und Wünschen für Hermann und Marie noch ein schmerzliches Gefühl in ihrer Brust bargen. Richards Mutter und Elisabeth gedachten des Sohnes und des Geliebten, den heute das Dampfschiff aus der Mündung der Maas in die Nordsee hinausgetragen hatte. Ungewöhnlich freudig erregt aber fühlte sich der Onkel Bürgermeister über die Verbindung seiner Nichte mit einem preussischen Offizier. In seiner Toastrede auf die Verlobten konnte er auch nicht unterlassen, diese Verbindung als ein verheißungsvolles Anzeichen für die Auflösung aller Dissonanzen der verschiedenen deutschen Stämme in der Harmonie deutscher Einigkeit und Einheit zu preisen.

In derselben Stunde stand Richard auf dem Verdeck des Schiffes, an dessen Planken die dunklen Wogen, wie ein kalter Erzfluß, schlugen und den weißgekräuselten Schaum von dem scharfen Rücken ihrer Furchen empor schleuderten. Sie jagten vom Lande her dem Schiffe nach, um, wie Sendboten der Gewalt, den Flüchtling zu gemahnen, daß er deren Arme kaum entronnen. Ueber den Himmel spannte sich eine schwere, nebelgraue



Wolkendecke und beschränkte den Horizont, als wolle sie dem Blicke hier die Hoffnungen der Zukunft, dort das Glück der Vergangenheit wehren. Auf dem dunklen Grunde der Wolken aber schwebte hoch über dem Schiffe eine einsame Silbermöve, deren weißes Gefieder nur hell aufschimmerte und einen Gruß von dem Lande der Heimath zuzuwinken schien, wenn sie sich mit einer raschen Schwenkung dem Schiffe näherte, um bald wieder, wie ein dunkler Schatten, in dem großen Weltenraume zu verschwimmen. Richard hatte den ernsten Blick der Küste Deutschlands und der lieben Heimath zugewendet, zwischen denen und ihm der unaufhaltsame Lauf des Schiffes immer weitere Fernen zog. Grollende Gedanken und Empfindungen wogten in ihm auf über die Gewalt, welche ihn von dem heimathlichen Heerd vertrieb und von Allem trennte, was die Kindheit und Jugend mit unauslöschlicher Erinnerung ihn lieben gelehrt. Das Alles sollte fortan seinen Blicken ewig entschwunden und nur das Ziel heißer, ungestillter Sehnsucht bleiben? — Wird eine Gewalt, welche die heiligsten Bande zu zerreißen zwingt, nie zerschlagen werden? — Ja, einst wird die Morgenröthe eines Tages anbrechen, der auch Deutschlands Söhnen ge-



stattet, frei zu denken, edel zu empfinden, menschlich zu handeln. Sie werden nicht mehr, um freie, edle Menschen sein zu können, über den Ozean fliehen und zurücklassen müssen theure Menschen, geweihte Orte, nach denen das Herz sich ewig schmerzlich sehnt. Aber bis dieser Tag kommt: wie manches Geschlecht wird sich noch niedertreten lassen in den Staub der Unselbstständigkeit und des Stumpfsinns!

In solchen Gedanken befangen hatte Richard lange dagestanden, als plötzlich die Sonne eine Wolkenschicht zerriß und einen glänzenden Lichtstreifen weithin über das Meer warf. „Er scheidet mich — sagte Richard, auf denselben hinblickend und sich muthig emporrichtend — von der alten Heimath; er scheide mich auch von ihrer Unfreiheit, ihren Vorurtheilen und allen den über-  
tünchten Gräbern einer barbarischen Vergangenheit, unter denen sie noch wandelt. Ein neues Leben liegt vor meinen Blicken; die Bahnen eines neuen Strebens öffnen sich meiner Kraft; und an der Seite meiner geliebten Elisabeth wird mir ein neues Glück erblühen, für welches die alte Heimath zu dumpf und enge war.“



Gedruckt bei C. Holz in Leipzig.



Bei Eduard Kummer in Leipzig sind erschienen und durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen:

**Geistliche Selbstbekenntnisse**  
über das  
**Wesen und Leben der evangelisch-lutherischen Kirche,**  
die  
Erkenntnisquellen, die Sonderkirchen, das geistliche Amt, den Cultus und Gottesdienst, die Person Christi, die Kirchen- und Gemeindeverfassung und die Hemmungen und Förderungen eines kirchlich-religiösen Sinnes und allgemeinen Priesterthums.

**Ein hinterlassenes religiöses Vermächtniß an alle evangelischen Christen**

von

**Karl Theodor Appelius,**

weil. Pastor zu Lauingen im Herzogthume Braunschweig;  
gest. zu Neapel im September 1865.

1867. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. oder  
2 Fl. 24 Kr. rheinisch.

Dieses Werk: „Geistliche Selbstbekenntnisse“ — ist ein religiöses Vermächtniß des würdigen und hochbegabten Verfassers an alle evangelischen Christen; es ist gewissermaßen das Testament seiner Ueberzeugung, seiner Wünsche für die Zukunft seiner ihm über Alles theuern Kirche, für die er lebte und starb. —

Darum schrieb er es, trotz des tiefen Eingehens in das Wesen und den Kern der Sache, in einer allverständlichen Sprache, für den Theologen nicht minder inhaltreich und fesselnd, als für den Gebildeten faßlich und erweckend. Wir dürfen hier den Ausspruch eines bedeutenden Stimmführers der lutherischen Kirche nicht verschweigen, welcher nach Einsicht in das Manuscript urtheilte: „Diese Schrift ist eines Luthers selbst würdig, denn dieser würde, wenn er in unserer Zeit lebte, ebenso geschrieben und die Denk- und Gewissensfreiheit, auf



dem Fundamente einer strengen, aber lebendigen Rechtgläubigkeit, nicht folgerichtiger, freimüthiger, einleuchtender und energischer in Anspruch genommen haben, als es in diesem religiösen Vermächtnisse eines unserer edelsten, geistlichen Diener der Kirche geschehen ist. Man muß diese Schrift nicht nur als eine Erscheinung, sondern als ein Ereigniß begrüßen. —

**Einladung zur Subscription**  
auf eine  
**Auswahl der vorzüglichsten dramatischen Werke**  
von  
**August von Rozebue**

in 10 bis 12 Bänden zu 15 Ngr. oder 54 Kr. rheinisch.

Der Inhalt der bis jetzt erschienenen 5 Bände ist folgender:

1. Bd. Das Epigramm. — Die beiden Klingsberg. — Der arme Poet. — Das Posthaus von Treuenbrietzen.
2. = Armuth und Edelsinn. — Der Rehbock. — Der Verschwiegene wider Willen.
3. = Menschenhaß und Reue. — Don Ranudo de Colibrados. — Die Tochter Pharaonis. — u. A. w. g., oder: Die Einladungskarte.
4. = Die Kreuzfahrer. — Der weibliche Jacobiner = Klub. — Der Wildfang.
5. = Der Vielwisser. — Der Freimaurer. — Der alte Leibkutscher Peter des Dritten. — Die Rosen des Herrn von Malesherbes. — Das Landhaus an der Heerstraße.

Die übrigen Bände werden namentlich folgende Stücke bringen:

Die deutschen Kleinstädter. — Der gerade Weg der beste. — Bagenstreiche. — Das Intermezzo. — Blinde Liebe. — Die Stricknadeln. — Die Schule der Frauen. — Der Wirrwarr. — Die respectable Gesellschaft. — Pächter Feldkimmel. — Der verbannte Amor. — Die Zerstreuten. — Die Indianer in England. — Der Vater von Ungefähr. — Die Verwandtschaften 2c. 2c.



Jeder Band ist auch einzeln zu haben.

Gedruckt bei C. Pöls in Leipzig.











**F.X.B.**  
kgl. Hofbuch  
.. in ..  
**MÜNCHEN**  
Lederergasse









Klencke, Hermann,

Aus Hannovers Gegenwart

Leipzig 1867

P.o.germ. 430 e

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108541-6